



CONSCIENCE, HENDRIK

Der arme Edelmann

Reclam
Leipzig
1877

eod | books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

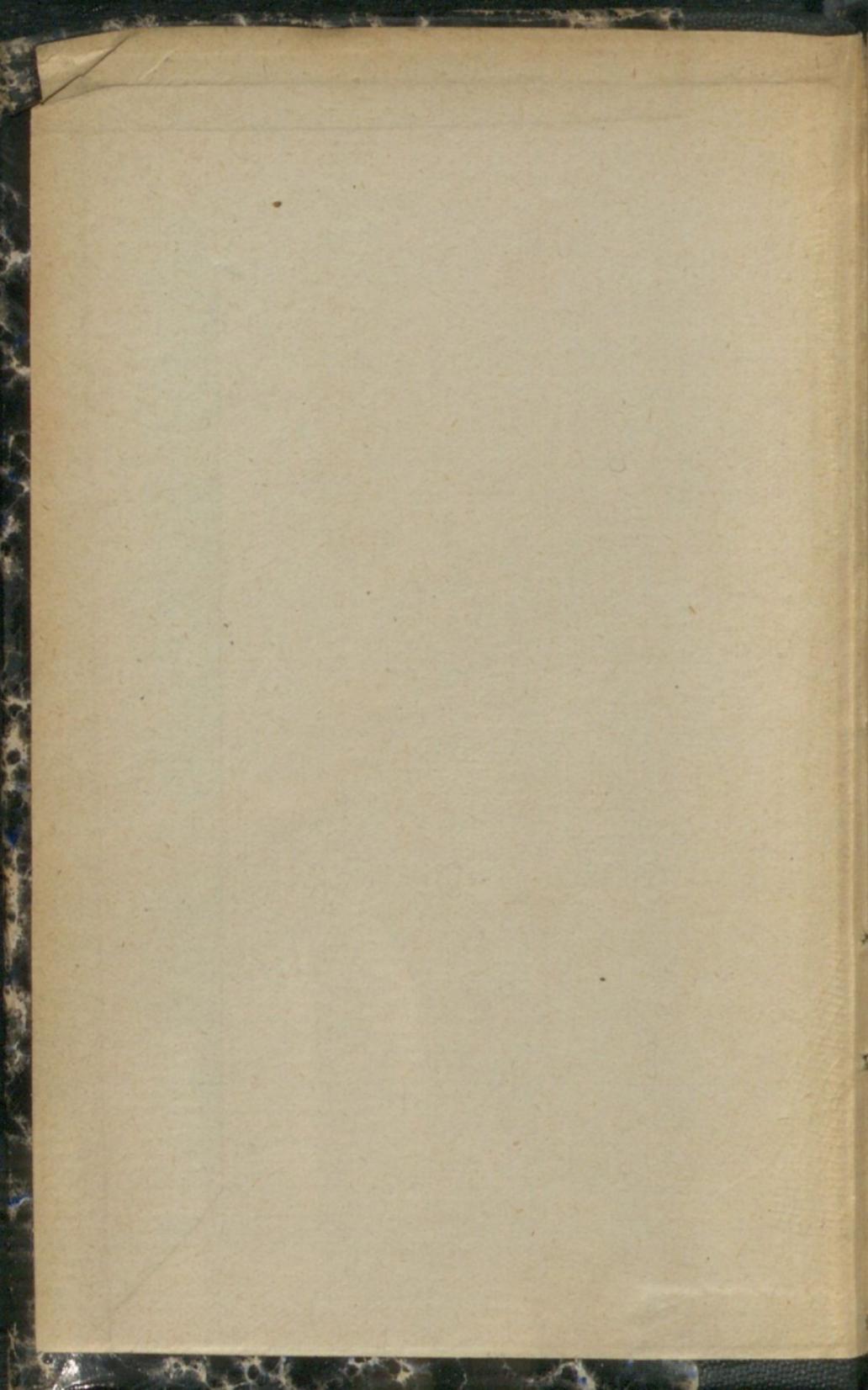
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

1
201636

929-929a.



Wieland's Universal
Bibliothek

Nr. 929, 929 a

Henrika
Heinrich Conscience

Der arme Edelmann



Der arme Edelmann

Von

Heinrich Conscience

Aus dem Niederländischen

von

Wilhelm Lange

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

I

201636.



Richard 28. 8. 1925 = d. 7. 50
pro: Nr. 1298, 1298a. 1789.
2687. 2704/5. 6425. 6450.
6480.

Erstes Kapitel.

Gegen Ende des Monats Juli 1842 rollte eine offene Kutsche auf einer der drei großen Chaussees dahin, die von der holländischen Grenze nach Antwerpen führen.

Das Gefährt, obgleich augenscheinlich mit großer Sorgfalt gereinigt und geputzt, verrieth eine gewisse Armuth. Das Gestell war durch den langen Gebrauch locker geworden; es wackelte hin und her in seinen Riemen und klapperte wie ein Skelett auf seinen ausgeschliffenen Achsen. Das lederne Verdeck, jetzt zum Theil zurückgeschlagen, glänzte in der Sonne, dank dem Del, womit es bestrichen war; allein dieser Glanz vermochte die zahlreichen Risse und Löcher des Leders nicht zu verbergen. Allerdings waren die Thürgriffe und die übrigen kupfernen Beschläge sorgfältig geputzt; allein die Reste einer Versilberung, die noch in den Höhlungen der Verzierungen sichtbar waren, zeugten von einem ehemaligen Reichthum, der nun bedeutend zusammengeschrumpft oder vollständig verschwunden sein mußte.

Die Kalesche war mit einem großen, stark gebauten Pferde bespannt. Ein Kenner brauchte es nicht lange anzusehen, um nach seiner kurzen, schwerfälligen Gangart zu vermuthen, daß es für schwerere Arbeiten bestimmt und gewohnt sei, den Frachtwagen oder den Pflug zu ziehen.

Auf dem Bock der Kutsche saß ein junger Bauernbursche von siebzehn oder achtzehn Jahren. Er trug Livree. Sein Hut war mit einem goldfarbigen Bande geschmückt und an dem Rocke blinkten silberne Knöpfe. Allein der Hut fiel ihm über die Ohren und der Rock war so weit und so groß, daß er dem Burschen wie ein Sack um die

Glieder hing. Ohne Zweifel hatten diese Kleidungsstücke, das Eigenthum des Herrn, bereits frühere Lakaien geschmückt und waren während einer langen Reihe von Jahren von Hand zu Hand gegangen, ehe sie an den gegenwärtigen Nutznießer gelangt waren.

Die einzige Person, welche sich im Wagen befand, war ein Herr von beiläufig fünfzig Jahren. Niemand würde auf die Vermuthung gekommen sein, daß er der Herr dieses Kutschers und der Besitzer dieser alten verschliffenen Kalesche war; denn Alles an ihm flößte Respect und Hochachtung ein.

Gebengten Hauptes und in tiefes Sinnen verloren saß er regungslos da, bis ein Geräusch die Nähe eines andern Wagens verkündete. Dann richtete er das Haupt empor. Sein Blick wurde milder und nahm den heitern Glanz der Zufriedenheit an; sein ganzes Wesen zeigte edlen Stolz. Aber kaum hatte er mit dem Vorbeifahrenden einen Gruß gewechselt, so verbreitete sich wieder stille Traurigkeit über seine Züge, während das Haupt langsam auf die Brust zurücksauf.

Indeß war ein solcher Augenblick der Aufmerksamkeit schon hinreichend, um sich zu diesem Manne durch eine geheime Sympathie hingezogen zu fühlen. Und in der That, sein Gesicht, obgleich abgemagert und mit zahlreichen Falten bedeckt, war so regelmäßig und edel, sein Blick so sanft und zugleich so tief, seine hohe gewölbte Stirn so rein und imponirend, daß man nicht daran zweifeln konnte, er müsse mit allen Schätzen des Geistes und des Herzens begabt sein.

Allem Anscheine nach hatte dieser Mann schon viel gelitten. Hätte auch der Ausdruck seines Gesichts diese Vermuthung nicht vollständig bestätigt, sie wäre hinreichend bezeugt worden durch das silberweiße Haar, das schon so frühzeitig seinen Scheitel deckte, während die tiefschwarzen Augen unter dem Einfluß der anstürmenden Gedanken mit

ihrem eigenthümlichen Glanze sich zuweilen seltsam ausnahmen.

Sein Anzug stimmte vollständig zu diesem Aeußern. Er trug den Stempel jener reichen, man möchte sagen prachtvollen Einfachheit, welche nur eine große Welterfahrung und ein feines Gefühl für das Passende verleihen können. Sein Hemd war fein und von äußerster Weiße, der Rock von dem feinsten Tuche, der Hut zeigte den frischesten Glanz.

Von Zeit zu Zeit, besonders wenn Jemand vorbeifuhr, zog er eine schöne goldene Schnupftabakdose hervor und nahm eine Priese, — in so graciöser Weise, daß man schon aus dieser unbedeutenden Bewegung schließen konnte, er sei gewohnt in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu verkehren.

Allerdings hätte ein scharfes oder boshaftes Auge bei genauer Untersuchung entdecken können, daß der Rock des Herrn bis auf die Naht kahl gebürstet war, daß die seidnen Haare des Hutes nur mit Mühe über gewisse abgeschliffene Stellen hingestrichen und die Handschuhe an mehr als einer Stelle ausgebessert waren. Ja wenn man auf den Boden des Wagens hätte sehen können, würde man bemerkt haben, daß der linke Stiefel an der Seite geplatzt und der darunter befindliche graue Strumpf mit Tinte geschwärzt war. Aber all diese Spuren von Armuth waren mit so viel Kunst verdeckt, — diese Kleider wurden so sehr mit der Armuth und der Ungezwungenheit des Reichthums getragen, daß alle Welt bestimmt glauben mußte, dieser Mann trage nur darum keine ganz neuen Kleider, weil ihm das einfach nicht passe.

Die Kutsche war in ihrer ziemlich raschen Fahrt bereits zwei Stunden lang über die Chaussée dahingerollt, als der Kutscher vor der Stadt Antwerpen auf dem Damme vor einem bescheidenen Wirthshause anhielt.

Die Wirthin und der Stallknecht kamen heraus und

überhäuften den Besitzer der alten Kalesche mit Zeichen tiefer Ehrfurcht, während sie das Pferd ausspannen halfen. Ohne Zweifel war der Herr in dem Wirthshause eine Art Stammgast, denn Jeder nannte ihn bei seinem Namen.

„Schönes Wetter, nicht wahr, Herr von Blierbefe? Aber es wird heute heiß werden. Wenn's doch ein wenig regnete! Das könnte drüben in den Kämpfen gar nicht schaden, nicht wahr, Herr von Blierbefe? Sollen wir dem Pferde von unserm Hafer geben? Ah, der Kutscher hat Hafer mitgebracht! Wollen Sie etwas genießen, Herr von Blierbefe?“

Während die Wirthin ihn mit großer Zungenfertigkeit mit diesen und vielen anderen Fragen bestürmte, stieg Herr von Blierbefe aus dem Wagen. Er sagte der Wirthin ein paar freundliche Worte, gratulirte ihr zu ihrem Wohlbefinden, erkundigte sich nach jedem ihrer Kinder und kündigte ihr dann schließlich an, daß er sich sofort nach der Stadt begeben müsse. Darauf drückte er ihr herzlich die Hand, jedoch zugleich mit einem gewissen beschützenden Wohlwollen, das den Standesunterschied unverrückt ließ. Hierauf gab er seinem Kutscher einige Befehle und schritt mit einem liebenswürdigen Gruße auf die Brücke zu, welche nach der Stadt führte.

An einer einsamen Stelle der Festungswerke blieb Herr von Blierbefe einen Augenblick stehen, klopfte den Staub von seinen Kleidern, strich mit dem Taschentuche den Hut glatt und schritt dann zu dem rothen Thor hinein.

Jetzt, da er innerhalb der Stadt an allerlei Menschen vorbeigehen mußte und sich keinen Augenblick allein glauben konnte, richtete er Kopf und Oberkörper gerade auf und sein Gesicht nahm jenen heitern Ausdruck der Selbstzufriedenheit an, der Andere glauben macht, man sei glücklich.

Und doch wühlte, während auf seinem Antlitze eine beständige Zufriedenheit ausgeprägt war, in seiner Seele ein

tiefer beklemmender Schmerz. Eine Demüthigung erwartete ihn — eine Demüthigung, deren Wahrscheinlichkeit schon sein Herz bluten machte. Aber es gab ein Wesen auf Erden, das er mehr als sein Leben, mehr als seine Ehre liebte — seine Tochter! Um ihretwillen hatte er so oft schon seinen Stolz gebeugt, um ihretwillen hatte er so oft schon gelitten wie ein Märtyrer! . . . Und dennoch beherrschte ihn seine Liebe so mächtig, daß jedes Leid, jede neue Demüthigung ihn in seinen eigenen Augen nur erhob und ihn den Schmerz als etwas betrachten ließ, das adelt und heiligt.

Trotzdem war sein Gemüth in großer Unruhe und rollte ihm das Blut um so ungestümmer durch die Adern, je mehr er in das Innere der Stadt eindrang und dem Hause sich näherte, wo er einen peinlichen Versuch machen mußte.

Endlich blieb er vor einer Thür stehen, und trotz der bewundernswerthen Gewalt, die er über sich selbst hatte, bebte ihm doch die Hand, als er an der Glocke zog.

Beim Anblick des Bedienten, der ihm öffnete, ward er wieder Herr über sich.

„Ist der Herr Notar zu Hause?“ fragte er.

Der Bediente gab eine bejahende Antwort, führte ihn in ein kleines Empfangszimmer und entfernte sich wieder, um ihn seinem Herrn zu melden.

Als er sich allein befand, legte Herr von Blierbefe rasch den rechten Fuß über den linken und versicherte sich, daß man dank dieser Haltung den unglücklichen Riß an dem Stiefel nicht bemerken könne; darauf holte er seine goldene Dose zum Vorschein und hielt sie bereit, eine Prise zu nehmen.

Der Notar trat mit einer Amtsmiene herein, bereit, den Besuch höflich zu empfangen. Doch kaum hatte er gemerkt, wer es war, der ihn erwartete, als sein Gesicht sich verfinsterte und jenen Ausdruck der Zurückhaltung

annahm, mit welcher man sich zu waffnen pflegt, wenn man eine unbequeme Bitte voraussieht, die man abweisen will. Weit entfernt, durch die ihm eigene Mitleidigkeit zu glänzen, beschränkte sich der Notar auf ein paar höflich-kühle Worte und nahm dann schweigend aber mit einem fragenden Gesicht Herrn von Blierbeke gegenüber Platz.

Durch einen so wenig wohlwollenden Empfang verletzt und gekränkt, fühlte Herr von Blierbeke, wie es ihn kalt überließ, und erblaßte ein wenig. Doch nahm er sofort seinen Muth wieder zusammen und sagte in bittem Tone:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Notar. Durch die dringendste Noth gezwungen, komme ich noch einmal, um an Ihre Güte zu appelliren und mir von Ihrer Großmuth einen kleinen Dienst zu erbitten.“

„Und was wünschen Sie von mir?“ fragte der Notar mißtrauisch.

„Ich möchte bitten, Herr Notar, daß Sie mir noch eine Summe von tausend Franken — oder auch weniger — gegen Hypothek auf mein Gut verschafften. Dann habe ich indeß noch eine besondere Bitte — heute muß ich absolut Geld haben: ich möchte bitten, mir noch heute Morgen ein Darlehn von einigen hundert Franken zu verschaffen. Sie werden mir, Herr Notar, diesen kleinen Dienst, der mich aus der größten Verlegenheit retten würde, gewiß nicht abschlagen.“

„Tausend Franken? Gegen Hypothek?“ murmelte der Notar. „Wo die hernehmen? Ihre Güter sind ja weit über ihren wahren Werth belastet!“

„O, Sie irren, Herr Notar!“ rief Herr von Blierbeke in großer Aufregung.

„Durchaus nicht. Im Auftrage derjenigen, die Ihnen auf Ihre Güter Geld hergegeben, habe ich Ihr ganzes Vermögen abschätzen lassen, und zwar so hoch wie möglich. Das Ergebnis ist, daß Ihre Gläubiger nur im Fall eines

äußerst günstigen Verkaufs ihre gesammten Capitalien zurückhalten werden . . . Sie haben eine nicht wieder gut zu machende Thorheit begangen, Herr von Blierbefe. Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, ich hätte mein ganzes Vermögen und das meiner Gattin nicht geopfert, um einen Undankbaren, ich möchte fast sagen einen Betrüger, zu retten, auch wenn er mein Bruder wäre!“

Herr von Blierbefe, durch eine schmerzliche Erinnerung niedergedrückt, neigte das Haupt, doch ließ er die gegen seinen Bruder geschleuderte Anklage unbeantwortet. Seine Finger schienen krampfhaft die goldene Dose zu drücken. Der Notar fuhr fort:

„Durch diese unvorsichtige Handlung haben Sie sich und Ihr Kind in Armuth gestürzt; denn Sie können es nicht mehr verbergen: zehn Jahre lang haben Sie — Gott weiß, unter welchen Leiden! — das Geheimniß Ihres vollständigen Ruins zu bewahren vermocht; aber jetzt naht unabweisbar der Augenblick, wo Sie Ihr Gut werden verkaufen müssen . . .“

Der Edelmann sah den Notar mit einem fragenden Blicke an, worin Angst und Zweifel zu lesen waren.

„Ja es ist so, wie ich Ihnen sagte,“ fuhr der Notar fort. „Herr von Hoogebaau ist auf seiner Reise in Deutschland gestorben. Die Erben haben im Sterbehause den auf Sie lautenden Schuldschein von viertausend Franken gefunden und mich benachrichtigt, daß an eine Erneuerung nicht zu denken sei. Herr von Hoogebaau war Ihr Freund — seine Erben kennen Sie nicht . . . Bereits zehn Jahre haben Sie versäumt, diese Schuld abzutragen; Sie haben zweitausend Franken Zinsen bezahlt: in Ihrem eigenen Interesse muß dem ein Ende gemacht werden. Noch vier Monate bleiben Ihnen übrig, Herr von Blierbefe; noch vier Monate läuft der Schuldschein.“

„Noch vier Monate!“ seufzte der Edelmann in traurigem Tone; „und dann, — o Gott!“

„Dann werden Ihre Güter durch das Gericht verkauft. Ich begreife, daß diese Aussicht Ihnen schmerzlich ist; allein da Sie vor einem unabwendbaren Schicksal stehen, können Sie nichts Anderes thun, als sich darauf vorbereiten, muthig den Ihnen drohenden Schlag zu empfangen. Lassen Sie mich Ihre Güter verziehungshalber verkaufen; auf diese Weise entgehen Sie der Schande einer Zwangsversteigerung.“

Seit einigen Augenblicken schien Herr von Blierbete, die Hände vor den Augen, wie zerschmettert durch die grausamen Worte des Notars. Als dieser die Aufforderung an ihn richtete, seine Güter freiwillig zu verkaufen, erhob er das Haupt und sagte mit schmerzlicher Ruhe:

„Ihr Rath, Herr Notar, ist gut und edelmüthig; allein ich kann ihn nicht befolgen. Sie wissen, daß alle meine Opfer, mein bitteres Leben, meine ewige Furcht nur dazu dienen sollten, das Loos meines einzigen Kindes zu sichern. Sie allein wissen, Herr Notar, daß Alles, was ich thue, nur ein Ziel hat, aber ein Ziel, das ich als heilig betrachte. Wohlان, nun schien es mir, daß Gott die Bitte erhören wolle, die ich seit zehn Jahren an ihn richte. Meine Tochter wird von einem jungen reichen Manne geliebt, dessen reine edle Gesinnungen ich bewundere. Seine Familie scheint uns sehr geneigt . . . Vier Monate. Freilich, die Zeit ist kurz. Aber soll ich durch einen Verkauf alle meine Hoffnungen vernichten? Soll ich jetzt, in dem Augenblicke, da das Ende aller meiner Leiden allem Anscheine nach so nahe bevorsteht, für mich und mein Kind eine Allen in die Augen fallende Armuth annehmen?“

„Sie wollten also diese Leute betrügen? Vielleicht bereiten Sie Ihrem Kinde dadurch ein noch größeres Unglück!“

Das Wort „betrügen“ machte den Edelmann erbeben. Nervöses Bittern durchzuckte seine Glieder und Schamröthe färbte seine edle Stirn.

„Betrügnen!“ sagte er mit bitterer Ironie. „D niemals! . . . Aber ich möchte die Liebe, die aus gegenseitiger Neigung zweier Herzen entspringt, durch das Gesändniß meines Elends nicht ersticken. Nur wenn es sich für den einen oder andern Theil darum handelt, einen Entschluß zu fassen, werde ich ehrlich meine Lage auseinander setzen. Wenn diese Klarlegung meine Hoffnung vernichtet, werde ich Ihren Rath befolgen: ich werde Alles verkaufen, das Vaterland verlassen und in fremden Ländern durch Stundengeben für mich und mein Kind den Lebensunterhalt zu verdienen suchen.“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er, wie mit sich selbst redend, also fort:

„Und doch, ich habe am Sterbebette meiner Gattin und auf das Crucifix gelobt, daß mein Kind dieses Loos niemals theilen — sondern daß es friedlich und glücklich leben solle. Zehn Jahre voller Leiden und Demüthigung haben mein Gelübde nicht zu verwirklichen vermocht. Jetzt endlich erhellte ein letzter Hoffnungsstrahl unsere düstere Zukunft . . .“

Bitternd ergriff er die Hand des Notars, blickte ihm wie außer sich in die Augen und rief bittend:

„O Freund, helfen Sie mir bei dieser entscheidenden Anstrengung; spannen Sie mich nicht länger auf die Folter; gewähren Sie mir, um was ich Sie bitte; so lange ich lebe, werde ich den Namen meines Wohlthäters, des Retters meines Kindes segnen!“

Der Notar zog seine Hand zurück und antwortete verlegen:

„Aber ich begreife nicht, was das Alles mit der Summe zu thun hat, die Sie von mir leihen wollen.“

Herr von Blierbefe griff mit der Hand in die Tasche und erwiderte in bitterm Tone:

„D es ist lächerlich, nicht wahr, so tief zu sinken, um sein Glück oder sein Unglück abhängig zu halten von

Dingen, über welche jeder andere Mensch sich lustig machen würde? . . . Und doch ist es so. Morgen kommt dieser junge Mann mit seinem Onkel zu uns zum Diner. Der Onkel hat sich selbst eingeladen. Wir haben ihm nichts anzubieten. Meine Tochter bedarf einiger Kleinigkeiten, um anständig gekleidet zu sein. Wir unsererseits werden von ihnen eingeladen werden Unsere Vereinsamung wird unsere Armuth nicht länger verbergen können: Opfer jeder Art müssen gebracht werden, um der Schande nicht zu erliegen“

Bei diesen Worten zog er die Hand aus der Tasche und zeigte dem Notar mit einem herzerreißenden Gesichtsausdruck etwa zwei Franken in kleiner Münze.

„Sehen Sie,“ sagte er mit bitterem Lächeln, „das ist Alles, was ich noch besitze. Und morgen speisen reiche Leute bei mir zu Mittag; und wenn sich meine Armuth in irgend etwas verräth, ist alle Hoffnung für mein Kind dahin! Um Gottes willen, Herr Notar, seien Sie edelmüthig, helfen Sie mir!“

„Tausend Franken!“ murmelte der Notar. „Ich darf meine Auftraggeber nicht betrügen Und welche Sicherheit können Sie für diese Summe bieten? Sie besitzen nichts mehr, was nicht über den Werth belastet ist.“

„Tausend . . . fünfhundert . . . zweihundert!“ rief der Edelmann. „Leihen Sie mir nur etwas, was mich aus dieser Verlegenheit rettet!“

„Ich habe kein Geld disponibel,“ lautete die kalte Antwort. „Vielleicht in vierzehn Tagen; aber bestimmt kann ich auch das nicht versprechen.“

„Nun denn aus Freundschaft!“ bat der Edelmann; „leihen Sie es mir von Ihrem eigenen Gelde!“

„Ich kann nicht hoffen, daß ich das Geliehene je zurück erhalten würde!“ versetzte der Notar mit sichtlichem Aerger.

„Sie verlangen also ein Almosen von mir!“

Der Edelmann machte eine peinliche Bewegung auf

seinem Stuhle und erblaßte; seine Augen schossen funkelnde Blicke; seine Stirn verfinsterte sich . . . doch er unterdrückte seine heftige Erregung, neigte den Kopf und murmelte mit trüber Resignation:

„Ein Almosen! . . . Es sei! Auch diesen letzten Tropfen will ich aus dem Schmerzenskelche trinken. Es geschieht für mein Kind!“

Der Notar nahm aus einer Lade ein paar Fünffrankenstücke und bot sie dem Edelmann an. Ob sich dieser nun verletzt fühlte durch das Anbieten eines wirklichen Almosen, oder ob die Summe ihm zu gering schien, um etwas damit anfangen zu können: er sah das Geld eine Weile mit starren Blicken an und ließ sich dann, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in den Stuhl zurücksinken.

Da meldete der Diener einen anderen Besuch. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, sprang der Edelmann auf und wischte zwei schimmernde Thränen aus seinen Augen. Der Notar deutete noch einmal auf die Fünffrankenstücke, die er auf die Tischdecke gelegt hatte. Aber Herr von Blierbefe wandte schauernd die Augen von dem Gelde ab und sprach hastig:

„Herr Notar, verzeihen Sie. Nur noch eine Gunst erwarte ich von Ihnen.“

„Und die wäre?“

„Im Namen meines Kindes bewahren Sie mein Geheimniß!“

„Was das betrifft, so kennen Sie mich seit langer Zeit: Seien Sie unbesorgt . . . Sie verzichten also auf diese kleine Hilfe?“

„Danke, danke!“ rief der Edelmann, indem er die Hand des Notars von sich schob; und bebend, als hätte ihn das Fieber erfaßt, verließ er das Zimmer und eilte zur Hausthür hinaus, ohne erst zu warten, daß der Diener sie ihm öffnen werde.

Noch betäubt von dem demüthigenden Schlage, der

ihn getroffen, fast außer sich, vergehend vor Scham, den Kopf auf die Brust und die Augen zur Erde gesenkt, durcheilte der unglückliche Edelmann eine Zeitlang die Straßen der Stadt, ohne zu wissen, wo er sich befand. Endlich weckte das Gefühl der Nothwendigkeit ihn nach und nach aus seiner fieberartigen Träumerei; er richtete seine Schritte nach dem Bürgerholzer Thor und ging in die Festungswerke hinein, bis er sich ganz allein befand.

Hier blieb er stehen; er schien einen schrecklichen Kampf zu kämpfen: krampfhaft bewegten sich seine Lippen; auf seinem Antlitze zeigten sich die verschiedenartigsten Empfindungen: Schmerz, Hoffnung, Verzweiflung und Scham. Er zog seine goldene Dose aus der Tasche, betrachtete mit bitterer Traurigkeit das adlige Wappen, das darauf gravirt war, blieb eine Weile in verzweifelte Träumerei versunken, aus welcher er plötzlich erwachte, als hätte er einen feierlichen Entschluß gefaßt.

Endlich sagte er mit leiser und doch vor Aufregung bebender Stimme, während er die Augen auf die Dose gerichtet hielt und mit einem Federmesser das Wappen unkenntlich machte:

„Andenken meiner guten Mutter, Schutzengel, der du mein Elend so lange geheim gehalten, Schild, den ich, so oft etwas meine Armuth verrathen wollte, zu meinem Schutze erheben durfte, — o du uraltes Erbstück meiner Ahnen! . . . Auch dir muß ich Lebewohl sagen, dich mit eigener Hand schänden. Möchte dieser letzte Dienst, den du mir leistest, uns vor einer größeren Demüthigung retten!“

Eine Thräne rollte über seine Wangen, die Stimme ließ ihn im Stich. Indeß fuhr er mit seiner seltsamen Arbeit eifrig fort und kratzte mit dem Messer an dem Deckel der Dose, bis das Wappen vollständig verschwunden war.

Dann verließ er den Ort und kehrte in die Stadt

zurück, wo er eine große Anzahl kleiner, einsamer Straßen durchheilte und mit schüchternen, scheuen Blicken alle Schilder musterte.

Nachdem er eine Stunde herumgeirrt war, stieß er plötzlich — er befand sich in einem schmalen Gäßchen des Andreasviertels — einen leisen Freudenruf aus, der andeutete, daß er gefunden, was er suchte. Sein Auge war auf einem Schilde haften geblieben, das nur die beiden Worte trug: „Vereideter Pfandleiher.“ In diesem Hause lieb man im Namen des städtischen Leihhauses auf alle Arten von Pfändern.

Der Edelmann schritt an der Thür vorbei und ging bis ans Ende der Straße. Dann lehrte er wieder um: bald verdoppelte er seine Schritte, bald ging er langsam, je nachdem sich Jemand in der Straße zeigte, bis er endlich einen günstigen Augenblick gefunden, um, bebend an der Mauer hinhuschend, in das Haus zu schlüpfen, an welchem er das Schild entdeckt hatte.

Eine Weile nachher kam er wieder heraus und beeilte sich, eine andere Straße zu gewinnen. Zwar glänzte eine gewisse Freude in seinen Augen, allein das lebhafteste Roth, das sein Antlitz färbte, verrieth hinlänglich, daß er die gewünschte Hilfe nur um den Preis einer neuen Demüthigung erlangt hatte.

Bald hatte er den Mittelpunkt der Stadt erreicht. Dort trat er in eine Delikateffenhandlung, ließ ein gefülltes Huhn, eine Pastete, eingemachte Früchte und andere kleine Gerichte in einen Korb packen, zahlte den Betrag und sagte, er werde seinen Bedienten schicken, um ihn abzuholen. Etwas weiter kaufte er bei einem Goldschmiede zwei silberne Löffel und ein Paar Ohrringe, worauf er dieses Viertel verließ, wahrscheinlich um anderswo noch verschiedene sonstige Einkäufe zu machen.

Zweites Kapitel.

In vielen unserer Haideländer hat der Mensch einen siegreichen Kampf unternommen, um den Boden aus seinem Jahrhunderte langen Naturschlaf aufzurütteln. Er hat die starren Eingeweide der Erde durchwühlt und sie mit seinem Schweiß getränkt. Die Wissenschaft und die Industrie hat er zu Hilfe gerufen, Sümpfe und Moore getrocknet, Hügel abgetragen, das lebenspendende Wasser der Berge aus der Maas geleitet und so die befruchtende Lebensader durch ein Stück Erde geführt, das gleich einem Leichnam tausende von Jahren leblos dagelegen hatte.

Ruhmvoller Kampf des Menschen gegen die Elemente! Herrlicher Triumph, wenn eines Tages die unfruchtbaren Kämpen in einen fruchtbaren, gesegneten Garten verwandelt sein werden! Wahrlich, unsere Nachkommen werden es nicht glauben, wenn ein wogendes Meer von Halmen oder ein mit üppigem Graswuchs bedecktes Thal vor ihren entzückten Blicken dort sich ausdehnt, wo jetzt die Sonne in einem dürren brennenden Sande sich spiegelt! . . .

Indeß im Norden der Stadt Antwerpen, in der Richtung der holländischen Grenze, bemerkt man heute erst kaum einige Spuren von Cultur. Nur längs der Chaussee sieht man hin und wieder den Landbau in die nackte Haide vordringen; aber etwas weiter, im Herzen des Landes, ist noch Alles wüst und öde! Dort dehnen sich, so weit das Auge reicht, versengte Flächen mit ihrem eintönigen Schmuck, dem dürren Haidekraut; dort findet man noch Strecken, wo nichts den Horizont begrenzt als jene bläuliche Nebelfarbe, die uns andeutet, daß die Wüste noch viel weiter reicht als unser Blick. Indeß, wenn man in dieser Weise große Entfernungen zurücklegt, trifft man von Zeit zu Zeit ein Bächlein, das in wunderlichen Windungen sich zwischen grasreichen Ufern durch Weiden und saftiges Buschwerk dahinschlängelt. Längs dieser murmelnden Haidebächlein

oder etwas höher hinauf im Lande zeigten sich einsame Höfe, Lusthäuser, ja sogar ganze Dörfer, als ob der Mensch, gerade wie der Boden, nur des fließenden Wassers bedürfte, um Nahrung und Leben zu finden.

In einer dieser Gegenden, wo die Anwesenheit von Wiesen und Weiden die Cultur möglich gemacht hatte, befand sich an einem abgelegenen Wege ein ziemlich großer Hof. Die hohen Bäume, die ihren Schatten so majestätisch um sich her ausbreiteten, bezeugten, daß der Mensch schon seit Jahrhunderten von dieser Stelle Besitz ergriffen; ja der ihn umgebende Graben und die steinerne Brücke vor dem Hauptthor ließen mit Recht vermuthen, daß dies ein adliger Landsitz sein müsse.

Dieses Besitztum hieß in der Gegend der Grinselhof.

Die ganze Vorderseite des Gutes nahm der Pächthof ein mit seinen Wohnungen, Ställen und Scheunen, so daß der Vorübergehende nicht zu sehen vermochte, was hinter dem dichten Gehölz, innerhalb des Grabens, sich befanden oder was dort geschehen mochte.

Und das war in der That ein Geheimniß, sogar für den Pächter des Hofes. Hinter seinem Hause und Vorhofe schoß undurchbringliches Laubwerk in die Höhe und hing dort wie ein Vorhang, der das Innere des Landsitzes seinem neugierigen Auge entzog. Weder er noch einer seiner Hausgenossen durfte ungerufen diese Grenze überschreiten.

Im Hintergrunde des Hofes, im Schatten der höchsten Bäume, stand ein großes Haus, das die Bauern das Schloß nannten. Darin wohnte ein Edelmann mit seiner Tochter, so einsam und zurückgezogen wie ein Einsiedler, ohne Knechte und Mägde und ängstlich alle Gesellschaft meidend. Man glaubte, daß der Edelmann, der ziemlich umfangreiche Güter besaß, sich aus unbegreiflichem Geiz von aller Welt abschliesse.

Was den Pächter betraf, so ging dieser allen Erklärungen hierüber aus dem Wege und respectirte das ge-

heimnißvolle Betragen des Edelmannes. Er stand sich gut auf diesem Hofe: der Boden war fruchtbar und die Nacht nicht hoch. Er war seinem Herrn dankbar dafür und lieb ihm des Sonntags gern ein Pferd, um ihn und seine Tochter in der alten Kutsche nach der Dorfkirche zu fahren. Noch mehr: bei besonderen Anlässen stand sein junger Sohn dem Herrn als Bedienter zur Verfügung.

* * *

Es ist in den letzten Nachmittagsstunden des Monats Juli. Die Sonne hat ihren täglichen Lauf beinahe vollendet und neigt sich dem Westen zu. Doch ihre Strahlen, obgleich nicht mehr so brennend wie in den Mittagsstunden, sind noch warm und erfüllen die Luft mit farbiger Glut. Auch auf dem Grinselhof spielt die untergehende Sonne fröhlich zwischen dem Laubwerk; während ihre schrägfallenden Strahlen die Gipfel der Bäume mit sanfteren Tinten bemalen, nimmt alles Grün an der Ostseite eine dunklere Färbung an und hüllt das Innere der Gebüschse sich in ein geheimnißvolles Dürster. Riesige Schatten ziehen über den Boden hin, — und nach der erstickenden Tageshitze steigt nun die frische Abendkühle langsam aus Gras und Blätterwerk empor und erfüllt die Luft mit erquickenden Dürften.

Und doch ist Alles traurig auf dem Grinselhofe. Todtenstille lagert wie ein Grabtuch auf der einsamen Wohnung; die Vögel schweigen, der Wind ruht, kein Blatt regt sich: nichts scheint hier zu leben als das Sonnenlicht. Man möchte bei dieser gänzlichen Abwesenheit alles Geräusches, aller Bewegung glauben, die Natur sei hier auf ewig in einen Zauberschlaf versunken. Vergebens sucht das Auge die tiefe Finsterniß des verwilderten Laubwerks zu durchdringen, und fast beschleicht uns ein leises Schaudern, — als ob die trübe, stumme Einsamkeit dieses Ortes in seinem Schooße ein finsternes Geheimniß verborgen hielte. . .

Aber plötzlich raschelt es im Laube! Im Innern des

Gebüsches beugen sich geräuschvoll die Zweige bei dem schnellen Durchgang eines unsichtbaren Wesens. Eine Menge von Vögeln verläßt ihr Versteck in den Bäumen und fliegt zwitschernd durch einander, wie um einer nahenden Gefahr zu entfliehen Vermag vielleicht ein menschliches Wesen durch sein bloßes Erscheinen Leben und Bewegung dort hinzubringen, wo für immer Tod und Schweigen zu herrschen schien?

Da öffnet sich das Gebüsch! Ein junges, ganz weiß gekleidetes Mädchen springt aus dem Haselgesträuch hervor und jagt, ein seidenes Fangnetz in der Hand, einem Schmetterlinge nach. Es springt schneller als ein Reh; den schlanken Körper vornüber geneigt, die runden Arme emporgehoben, den Boden kaum mit den Fußspitzen berührend, scheint es besflügelt und leichter als die Vögel, die auf seinem Wege ihrem Versteck entfliehen. Das Haar schlängelt sich frei in dicken, welligen Locken um den schönen Hals Schau, jetzt nimmt es einen gewaltigen Anlauf und macht einen großen Sprung!

Wie anmuthig und prächtig er ist, der Schmetterling, der da über ihrem Haupte flattert und tanzt, als habe er sein Vergnügen daran, mit ihr zu spielen: seine gezackten Flügel sind mit azur-, purpur- und goldfarbigen Augen besäet!

Ein Freudenschrei entschlüpft des Mädchens Brust. Beinahe hätte sie den Gegenstand ihres Verlangens erhascht; aber sie hat ihn nur mit dem Rande ihres Netzes gestreift und seine Flügel beschädigt. Der Schmetterling, obwol verstümmelt, erhebt sich in die Luft und ganz aus ihrem Bereiche. Traurigen Blickes schaut sie ihm nach, bis seine Farben sich mit dem Blau des Himmel verschmelzen.

Einen Augenblick noch bleibt das Mädchen tief athmend stehen und schlägt dann langsamen Schrittes einen breiten Fußpfad ein.

Wie schön sie ist! Zwar hat die Sonne ihren zarten

Teint leicht gebräunt; aber dadurch tritt das Roth ihrer Wangen nur noch mehr hervor und wird ihrem Antlitz ein bezaubernder Ausdruck von Kraft und Gesundheit geliehen. Unter der hohen Stirn sieht man ihre schwarzen Augen durch die langen Wimpern hervorleuchten; ihr fein geschnittener Mund läßt glänzende Perlenzähne zwischen Lippen hindurchleuchten, die eine sich erschließende Rose beschämen würden.

Dieses bezaubernde Mädchengesicht ist von einem Rahmen wogender Locken eingefasst, die sich auf ihren Schultern wiegen und nur von Zeit zu Zeit ihren weißen Schwanenhals durchschimmern lassen. Sie ist hoch und schlank; das einfache weiße Kleid, welches von einem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird, verbirgt nicht ihre feinen Formen. Wenn sie das Haupt erhebt und ihr Blick sich in dem Blau des Himmels verliert, könnte man leicht in Träumerei versinken und diese Jungfrau für die Fee des Grinselhofs halten . . .

Während sie nun, auf abgelegenen Pfaden wandelnd, sich theueren Erinnerungen hingab und bald gedankenvoll lächelnd die Aufwallungen ihres Herzens zurückdrängte, bald mit ernstem Gesicht stehen blieb und zu Boden blickte, näherte sie sich einem Blumenbeet, wo einige Nelken, von der Hitze des Tages verbrannt, ihre Köpfschen schmachend niederhängen ließen. Diese Blumen mußten der Gegenstand einer ganz besonderen Vorliebe sein; denn alle waren an weiße Stäbchen gebunden und sorgfältig vor Unkraut bewahrt . . . Die Wahl der Blumen, die kindliche Sorge, mit der sie gewartet wurden, eine Art mütterlicher Pflege, die man empfindet aber nicht ausdrücken kann, Alles deutete darauf hin, daß eine Frauenhand — die Hand einer Jungfrau — diese Lieblinge pflegte und groß zog.

Das Mädchen bemerkte schon von Weitem, daß die Blumen ermattet und erschlaft an den Stäbchen die Köpfschen hängen ließen. Besorgt näherte sie sich und

sagte, indem sie mit der Hand den Kelch einer Nelke emporhob:

„O Gott, meine armen Blumen! Ich vergaß euch zu begießen! Ihr habt Durst, nicht wahr? Nun wartet ihr schmachkend auf mich und laßt das Köpfschen hängen, als ob ihr sterben wölltet . . .“

Träumerisch setzte sie hinzu:

„Aber ich bin auch seit gestern so zerstreut, so froh, so glücklich!“

Dann die Augen senkend und wie beschämt ein wenig zaudernd, murmelte sie mit leiser Stimme:

„Gustav! . . .“

Eine Weile blieb sie in dieser Haltung stehen und vergaß die Blumen und mit ihnen vielleicht die ganze Welt, um mit einem entzückenden Traumbilde allein zu sein. Bald bewegten sich ihre Lippen wieder und murmelten leise:

„Immer, immer sein Bild vor Augen! Immer von seiner Stimme verfolgt! Es ist mir unmöglich, diesem Zauber zu entfliehen! Gott, was geschieht denn mit mir? Das Herz klopft mir so heftig in der Brust; bald rollt das Blut mir glühend durch die Adern, bald träge und kalt! Mir ist so bellommen, eine geheime Furcht ängstigt mich . . . und doch jubelt mein Herz und verliert sich in unbegreiflicher Seligkeit . . .“

Noch blieb sie eine Weile regungslos und schweigend; dann schien sie plötzlich zu erwachen; mit einer eigenthümlich kräftigen Bewegung hob sie den Kopf empor und warf die dicken Locken zurück, als hätte sie sich von einem sie ganz beherrschenden Gedanken befreien wollen.

Lächelnd sagte sie zu den Nelken:

„Wartet ein wenig, meine Lieblinge! Ich will euch helfen und erquicken.“

Sie eilte nach dem Gebüsch und brach ein paar Zweige ab. Nachdem sie damit die Blumen beschattet hatte, ergriff sie eine in der Nähe stehende kleine Gießkanne und

eilte damit durch das Gras nach einem kleinen Weiher, der sich inmitten des Grasplatzes zwischen hängenden Trauerweiden befand.

Die Oberfläche des Wassers war glatt und ruhig, als sie erschien; aber kaum spiegelte ihr Bild sich darin, als der Weiher von lebenden Wesen zu wimmeln schien. Da kamen Hunderte von Goldfischen jeder Größe und Farbe — rothe, weiße, schwarze — plätschernd und sich tummelnd zu ihr geschwommen, den Kopf über dem Wasser und mit den Mäulern schnappend, als gäben die armen Thierchen sich alle mögliche Mühe, mit der Jungfrau zu reden.

Und sie, mit der einen Hand sich an dem Stamm der nächsten Trauerweide festhaltend, neigte sich anmuthig über das Wasser und versuchte die Gießkanne zu füllen, ohne die Goldfische zu berühren.

„Geht, geht, laßt mich in Ruh!“ sagte sie, indem sie die Fische vorsichtig auseinander trieb, „ich habe jetzt keine Zeit zum Spielen. Sogleich will ich euch euer Mittagessen holen.“

Aber die Fische plätscherten um die Gießkanne herum, bis sie dieselbe wieder aus dem Weiher herausnahm; und selbst als sie wieder fortgegangen war, drängten sie sich noch nach der Stelle, wo sie gestanden.

Das Mädchen hatte die Blumen begossen; die Gießkanne war langsam ihren Händen entglitten. Gesenkten Hauptes lenkte sie ihre Schritte der einsamen Wohnung zu; eben so langsam lehrte sie von dort zurück, warf den Goldfischen etwas Brod zu und wandelte wieder, auf nichts achtend und ganz in ihre Gedanken verloren, die Gartenpfade entlang.

Endlich näherte sie sich einer Stelle, wo ein hoher Katalpastrauch seine Blätter wie einen breiten Schirm über den Weg ausstreckte. Darunter befanden sich ein Tisch und zwei Stühle. Ein Buch, ein Schreibzeug und eine

Stickerei bewiesen, daß das junge Mädchen vor Kurzem hier gefessen und gearbeitet hatte.

Auch jetzt ließ sie sich auf einen der Stühle nieder, nahm bald das Buch, bald die Stickerei zur Hand, ließ beide wieder fallen und legte dann, den sie bestürmenden Gedanken erliegend, den schönen Kopf auf den Arm, wie Jemand, der müde ist und ruhen will.

Eine Zeitlang blieben ihre großen glänzenden Augen ziellos in die Ferne gerichtet. Von Zeit zu Zeit spielte ein süßes Lächeln um ihren Mund und bewegten sich ihre Lippen, als hätte sie sich mit Jemand unterhalten. Zuweilen schlossen sich ihre müden Augenlider; doch erhoben sich ihre Wimpern jedes Mal wieder, bis ein tiefer Schlummer sich des jungen Mädchens bemächtigt zu haben schien.

Schließ sie wirklich? O, wenigstens ihre Seele wachte und war glücklich; denn das bezaubernde Lächeln belebte noch immer ihr Antlitz, und verschwand es auch zuweilen, um einem ruhigeren Ausdruck Platz zu machen: es erschien doch immer wieder und verbreitete von Neuem den entzückenden Glanz des Glücks und der Lebensfreude über die spiegelreinen Züge der Jungfrau. Man hätte glauben mögen, daß ihre Träumereien Gestalt angenommen hätten und vor ihren Augen in der süßen Abendbrise umher-schwebten, um ihr Herz mit einer Flut magischer Freuden zu erfüllen.

Schon lange hatte sie, in völlige Vergessenheit des wirklichen Lebens versunken und von verführerischen Dingen träumend, so dageessen, als an dem Außenthor ein Geräusch und das laute Wiehern eines Pferdes das Schweigen des Grinselhofs brach. Das Mädchen indeß erwachte nicht.

Die alte Kutsche war aus der Stadt zurückgekehrt und hatte an dem Hause des Pächters angehalten.

Der Pächter und seine Frau kamen herbeigeeilt, um den Herrn zu begrüßen und das Pferd ausspannen zu helfen.

Während sie hiermit beschäftigt waren, stieg Herr von Blierbeke aus dem Wagen und richtete einige freundliche Worte an sie, aber in einem so traurigen Tone, daß der Pächter und seine Frau ihn verwundert ansahen.

Allerdings verließ ihn sein ruhiger Ernst niemals, auch dann nicht, wenn er die größte Liebenswürdigkeit an den Tag legte; aber in diesem Augenblicke ließ sein Gesicht auf eine ganz außergewöhnliche Niedergeschlagenheit schließen. Er schien ganz ermattet und ermüdet und sein sonst so lebhaftes Auge bewegte sich langsam und träge unter den gesenkten Wimpern.

Das Pferd befand sich im Stalle. Der junge Kutscher, welcher die Livree bereits abgelegt hatte, nahm einige Körbe und ein paar Packeten aus dem Wagen und stellte sie in dem Pächterhause auf einen Tisch. Während dessen näherte Herr von Blierbeke sich dem Pächter.

„Baas Jans,“ sagte er, „ich bedarf Eurer Hilfe. Morgen kommen Fremde nach dem Grinselhof. Herr Denecker und sein Neffe werden hier zu Mittag speisen.“

Erstaunt sah der Pächter seinen Herrn mit offenem Munde an; er traute seinen Ohren nicht. Nach einer Weile fragte er zweifelnd:

„Der dicke reiche Herr, der Sonntags während des Hochamts neben Ihnen in dem Kirchenstuhle sitzt?“

„Freilich, Baas Jans. Was ist denn daran so Wunderbares?“

„Und der fröhliche, junge Herr Gustav, der gestern nach der Messe auf dem Kirchhofe mit unserem Fräulein geredet hat?“

„Der selbe.“

„Ach, Herr, das sind so reiche Leute! Sie haben sämtliche Güter um den Egelseich gekauft; sie haben auf ihrem Hofe wol zehn Pferde im Stall, — ungerechnet die, welche sie in der Stadt haben. Ihre Kutsche ist von blankem Silber von oben bis unten!“

„Das weiß ich und eben darum sollen sie empfangen werden, wie es ihrem Range zukommt. Haltet Euch mit Eurer Frau und Eurem Sohne bereit; morgen werde ich Euch sehr früh rufen kommen. Nicht wahr, Ihr laßt Euch eine kleine Mühe nicht verdrießen, um mir zu helfen?“

„Gewiß nicht, gewiß nicht, gnädiger Herr! Ein Wort von Ihnen genügt mir. Es freut mich, wenn ich etwas für Sie thun kann.“

„Ich danke Euch für Eure Bereitwilligkeit. Also wie gesagt, morgen früh.“

Herr von Blierbele trat in das Pächterhaus und gab dem jungen Burschen einige Anweisungen bezüglich der Körbe, die aus dem Wagen genommen waren, worauf er durch das Gebüsch auf den Grinselhof zuschritt.

Sobald er dem Pächter aus den Augen war, nahm sein Gesicht einen heiterern Ausdruck an; ein Lächeln umspielte seine Lippen, während er seine Blicke auf den Gartenpfaden umherschweifen ließ, als suchte er Jemanden in dieser Einsamkeit. Bei der Wendung eines Weges fiel sein Auge plötzlich auf die schlafende Jungfrau. Tief ergriffen durch dieses bezaubernde Bild verzögerte er seinen Schritt und blieb dann entzückt vor dem Mädchen stehen.

Gott, wie schön war das schlummernde Kind, nun die untergehende Sonne einen warmen Glanz über sie ausgegossen und Alles um sie herum rosenroth gefärbt hatte!... Die dichten schwarzen Locken lagen in anmuthiger Unordnung auf ihren Wangen. Der Katalpastrauch hatte viele seiner Blüten auf ihr Haupt fallen lassen und ihren Ruheplatz mit schneeweißen Blumenkelchen bestreut. Noch immer träumte sie: ein Lächeln stillen Glückes spielte auf ihren Zügen; ihre Lippen bewegten sich und flüsterten unverständliche Worte, als hätte ihre Seele sich bemüht, überwältigende Gefühle auszudrücken.

Lange hielt Herr von Blierbele seinen Athem an und liebteste gleichsam mit seinen Blicken das liebeliche jung-

fräuliche Wesen. Ueberwältigt von tiefer Erregung, hob er Haupt und Augen gen Himmel und sprach mit leiser begeisterter Stimme:

„Sei gelobt, allmächtiger Vater, sie ist glücklich! Möge mein Martyrium sich fortsetzen hier auf Erden; doch möchten meine Leiden dich barmherzig gegen sie machen! . . . Gnade, Schutz für mein Kind; möge ihr Traum sich verwirklichen, o Gott!“

Nach diesem kurzen aber feurigen Gebete ließ er sich auf den zweiten Stuhl nieder, legte den Arm vorsichtig auf den Tisch, um den Kopf darauf zu stützen und blieb so regungslos sitzen, mit dem süßen Lächeln des Glückes und dem Glanze froher Bewunderung auf dem Antlitze. Ihm mußte der Anblick der jungfräulichen Schönheit seiner Tochter eine Quelle unaussprechlicher Freude sein, die durch eine wunderbare Macht ihn alle seine Leiden einen Augenblick vergessen ließ; denn er hielt sein Auge mit seligem Entzücken auf sie gerichtet und auf seinem Gesicht wiederholte sich, wie in einem treuen Spiegel, jede Bewegung, die sich auf den feinen Zügen des jungen Mädchens ausdrückte.

Plötzlich stieg eine züchtige Röthe in ihre Stirn; die Lippen articulirten deutlicher. Der Vater sah sie mit durchdringender Aufmerksamkeit an, und obgleich sie nicht gesprochen hatte, erhaschte er doch eines dieser slichtigen Worte, die mit ihrem Athem in der Luft verschwunden waren.

Von einer noch tieferen Freude erregt, murmelte er vor sich hin:

„Gustav! Sie träumt von Gustav! Ihr Herz stimmt mit meinen Wünschen überein. Möchte es glücken, möchte Gott uns günstig sein! Ja, mein Kind, öffne dein Herz dem berausenden Gefühle der Hoffnung . . . träume, träume . . . denn wer weiß . . . aber nein, vergällen wir diesen glücklichen Augenblick nicht durch das kalte Bild der Wirklichkeit! Schlafe, schlafe und laß deine Seele

sich haben in dem linden Zauberströme der erwachenden Liebe“

Noch einige Augenblicke blieb Herr von Blierbefe in bewundernde Betrachtung versunken vor dem Mädchen sitzen. Endlich erhob er sich, trat hinter sie und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn.

Noch halb träumend öffnete sie langsam die Augen; doch kaum hatte sie bemerkt, wer es war, der sie weckte, als sie ihre Arme um ihn schlang, sich lieblosend an seinen Hals hing und ihn unter den süßesten kindlichen Küßten mit allerlei Fragen bestürmte.

Der Edelmann machte sich aus den Armen seiner Tochter los und sagte in sanft scherzendem Tone:

„Allem Anscheine nach, Lenore, brauche ich dich heute nicht zu fragen, welche Schönheiten du in Bondel's Lucifer entdeckt hast; es hat dir sicherlich heute an Zeit gefehlt, dieses Meisterwerk unserer Muttersprache mit Milton's verlorenem Paradiese zu vergleichen?“

„Ach, Vater,“ stammelte Lenore, „ich befinde mich wirklich in einer so seltsamen, eigenthümlichen Stimmung! Ich weiß nicht, was mir ist: ich kann nicht einmal mit Aufmerksamkeit lesen.“

„Nun, mein Kind, darum nicht betrübt! Setze dich; ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen . . . Nicht wahr, du weißt nicht, warum ich heute zur Stadt gewesen bin? Nun, weil wir morgen zu Mittag Fremde haben werden.“

Das Mädchen schien über diese Nachricht ganz erstaunt und sah den Vater mit fragender Verwunderung an.

„Es ist Herr Denecker — du kennst ihn ja, der reiche Kaufmann, der neben mir im Kirchenstuhl sitzt und das Schloß am Egelseich bewohnt.“

„Ja, ich kenne ihn, lieber Vater; er grüßt mich immer so freundlich und reicht mir, wenn wir an der Kirchenthür angekommen, beim Aussteigen aus dem Wagen stets die Hand. Aber . . .“

„Deine Augen fragen mich, ob er allein kommt . . .“ entgegnete der Vater. „Nein, Lenore, es kommt noch Jemand mit ihm.“

„Gustav!“ rief unwillkürlich das junge Mädchen in einem eigenthümlichen Tone freundiger Ueberraschung, während ihr zugleich eine tiefe Röthe in die Wangen stieg.

„In der That, es ist Gustav,“ antwortete Herr von Blierbefe. „Bebe darum nur nicht, Lenore, und erschrick nicht vor mir, weil deine Seele sich unbewußt einem neuen Gefühle öffnet. Zwischen dir und mir kann es kein Geheimniß geben, das meine Liebe nicht zu ergründen vermöchte.“

Das Mädchen schaute dem Vater tief in die Augen und schien in seinem milden Blicke die Erklärung eines Räthsels zu suchen. Auf einmal, als ob ihr ein plötzliches Licht aufgegangen wäre, schlang sie den Arm um seinen Hals, verbarg ihr Antlitz an seiner Brust und murmelte mit feuriger Dankbarkeit:

„Vater, lieber Vater, deine Güte kennt keine Grenzen!“

Der Edelmann überließ sich einige Augenblicke den zärtlichen Liebkosungen seiner Tochter. Doch allmählich verfinsterten sich seine Züge, eine Thräne schimmerte in seinem Auge und er sprach in tief bewegtem Tone:

„Lenore, was in unserm Leben auch kommen möge, immer wirst du deinen Vater so lieben, nicht wahr?“

„O, immer, immer!“ rief das junge Mädchen.

„Lenore, mein Kind!“ fuhr der Vater seufzend fort. „Deine Liebe ist mein Lohn und mein Leben auf Erden. Beraube mein Herz doch niemals dieses einzigen Trostes!“

Der traurige Ton seiner Stimme ergriff die Tochter so sehr, daß sie stumm seine Hände erfaßte und, das Haupt an seine Brust legend, still zu weinen begann.

Einige Augenblicke blieben sie so unbeweglich, versunken in tiefe Erregtheit, die weder Traurigkeit noch Freude

war, die jedoch ihre Tiefe der Mischung dieser beiden Gefühle zu entlehnen schien.

Des Vaters Gesicht veränderte zuerst seinen Ausdruck: seine Züge wurden ernst, er schüttelte zweifelnd das Haupt und schien sich selbst einen Vorwurf zu machen. In der That, die seltsamen Worte, die seiner Tochter die Thränen entlockt, waren seiner Seele bei dem Gedanken entstiegen, daß ein Anderer Lenore's Liebe mit ihm theile, ja sie vielleicht für immer von ihm trennen möchte!

Er war zu jedem Opfer bereit, wäre es auch noch unendlich größer, wenn es nur zu dem Glücke seines Kindes beitrug; und doch hatte schon der bloße Gedanke an eine solche Trennung sein Vaterherz bluten gemacht. Jetzt tadelte er sich wegen dieser scheinbaren Selbstsucht und verbannte mit Gewalt aus seinem Geiste die trüben Gedanken. Liebkosend richtete er seine Tochter auf und sagte:

„Nun, nun, Lenore, sei wieder heiter und fröhlich! Es ist ein Glück, daß unser Herz von Zeit zu Zeit, wenn das Uebermaß der Gefühle es bedrückt, sich erleichtern kann. Laß uns ins Haus gehen. Ich habe dir noch Vieles zu sagen, damit wir unsere Gäste geziemend empfangen.“

Schweigend gehorchte das junge Mädchen und folgte dem Vater mit langsamen Schritten, während ihre schönen Augen noch einige Thränen füllten.

* * *

Einige Stunden später saß Herr von Blierbecke in dem großen Saale seines Hauses bei einer kleinen Lampe, den Arm auf einen Tisch gestützt. Das Zimmer, nur an einer Stelle erhellt, während alle Winkel sich in vollster Dunkelheit befanden, war trübseelig und öde. Die flackernde Flamme der Lampe warf ihren Widerschein in langen Streifen auf die Wände und zeichnete allerlei phantastische Gestalten darauf, während die alten Porträts, welche die Wände schmückten, hartnäckig ihre unbeweglichen Augen auf den Tisch gerichtet zu halten schienen.

Aus dieser Dunkelheit und diesem Schweigen trat das schöne, ruhige Gesicht des Edelmanns allein hervor: das glänzende Auge in die Tiefe der Nacht gerichtet, saß er da, regungslos wie eine Bildsäule, und schien mit der größten Aufmerksamkeit auf etwas zu horchen.

Endlich verließ er vorsichtig seinen Stuhl und ging auf den Behen an das andere Ende des Saales, wo er, das Ohr an eine geschlossene Thür legend, stehen blieb.

„Sie schläft!“ murmelte er in sich hinein.

Und den Blick nach oben richtend, setzte er seufzend hinzu:

„Gott beschütze sie in ihrer Ruhe.“

Er trat an den Tisch zurück, ergriff die Lampe und öffnete einen großen Schrank, der in die Wand gemauert war. Mit dem einen Fuße niederknieend, nahm er aus der untersten Lade ein paar Servietten und ein Tischtuch, entfaltete sie und schien sich mit ängstlicher Genauigkeit zu überzeugen, daß kein Fleckchen die Weiße des Linnens entstellte. Ein Lächeln der Zufriedenheit bewies, daß das Ergebnis dieser Untersuchung seinen Wünschen entsprach.

Er richtete sich wieder auf und trat mit einem Körbchen an den Tisch, aus dessen Lade er ein kleines wollenes Tuch und ein Stück Kreide nahm. Diese Letztere zerstieß er mit dem Griff eines Messers und begann damit die Löffel und Gabeln, die das Körbchen enthielt, zu reiben und zu putzen. Dasselbe that er mit dem Salzfaß und anderm kleinen Tafelgeschirr, das meist von Silber war und durch seine getriebenen Verzierungen einen gewissen Reichthum verrieth.

Während dieser Beschäftigung trieb sein Geist auf dem Strome der Erinnerung. Die Unbeweglichkeit seiner Züge und seiner Augen, deren unsicherer Blick sich in der Dunkelheit zu verlieren schien, bewiesen genugsam, daß er in Gedanken versunken war. Von Zeit zu Zeit murmelten seine Lippen einige Worte, die von stillen und vielleicht süßen Thränen begleitet waren; denn ein mildes Lächeln strahlte dabei auf seinem Antlitze. Schon hatte er in seiner Träu-

merci all die Namen genannt, die ihm auf Erden theuer gewesen, und vielleicht hatte er von Neuem die reinen Lebensfreuden seiner jungen Jahre genossen. Seine Stimme ward deutlicher; er seufzte:

„Armer Bruder! Nur ein Mensch weiß, was ich für dich gethan, und dieser nennt dich einen Undankbaren, einen Betrüger! Und du, du irrst in den Eiswüsten Amerika's umher, krank und leidend; für einen erbärmlichen Lohn durchstreiffst du öde Gegenden, wo Monate lang keines Menschen Blick dir begegnet! Einem edlen Geschlechte entsprossen, bist du der Sklave eines Engländers geworden und sammelst für sie die Pelze, die den Luxus der Reichen ausmachen. O ich dulde bittere Leiden um deinetwillen! Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich dir meine Liebe unvermindert bewahrt habe. Möchte dein Herz, o Bruder, während du in der menschenverlassenen Wüste trauerst, diesen Seufzer meines Herzens empfinden und möchte er dir ein kleiner Trost sein in deinem Elend!“

Der Edelmann versank eine Weile in eine schmerzliche Betrachtung des seinem Bruder gewordenen Looses. Endlich riß er sich aus seiner Träumerei heraus und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Arbeit, die ihn beschäftigte. Er legte das sämtliche Silberzeug auf den Tisch und sagte nachdenkend:

„Sechs Gabeln, acht Löffel! . . . Wir sind unser Bier am Tische. Es gilt genau aufzupassen, sonst könnte leicht etwas fehlen. Doch es wird gehen. Ich werde die Bäckerin sorgfältig unterrichten; sie ist eine kluge Frau . . .“

Mit diesen Worten schloß er Alles wieder in den Schrank. Dann ergriff er die Lampe, verließ mit langsamen, vorsichtigen Schritten den Saal und stieg auf einer steinernen Treppe in einen weiten, hochgewölbten Keller, wo er eine kleine Thür öffnete und sich unter ein niedrigeres Gewölbe hückte. Bei dem Schein der Lampe tastete er zwischen einer großen Anzahl leerer Flaschen und fand

endlich, was er suchte. Er zog drei Flaschen aus dem Sande heraus und sagte mit der Blässe der Angst auf dem Gesicht:

„Gott, nur drei Flaschen! Nur drei Flaschen Tafelwein! Weiter nichts! Und man sagt, Herr Denecker setze seinen Stolz darein, viel trinken zu können! Was soll ich beginnen, wenn diese drei Flaschen leer sind und er noch mehr Wein verlangt! . . . Ich trinke nichts, Lenore nur wenig; also zwei Flaschen für Herrn Denecker und eine für seinen Neffen. Es könnte genug sein . . . Uebrigens hilft jetzt doch kein Klagen mehr, das Schicksal wird entscheiden.“

Ohne noch etwas zu sagen, ging der arme Edelmann in den Winkeln des Kellers umher und fing dort mit der Hand einige Spinnweben, die er künstlich über die Flaschen hing und hier und da mit etwas Staub bestreute.

Dann kehrte er in den Saal zurück und klebte zunächst ein Stück farbiges Papier an einer Stelle an die Wand, wo die Tapete durch irgend einen Zufall einen Riß erhalten hatte. Nachdem er dann etwa noch eine halbe Stunde an das Ausbürsten seiner Kleider verwandt und noch mit Hilfe von Wasser und Tinte die weißlichen Spuren, welche die Zeit dem Tuche in der Gegend der Knie und Ellenbogen aufgedrückt, zu entfernen gesucht hatte, trat er wieder an den Tisch und schickte sich zu einer noch seltsamern Arbeit an.

Er nahm aus einer Schublade einen seidenen Faden, einen Pfriem und ein Stück gelben Wachs, legte seinen Stiefel auf die Kniee und begann mit der Geschicklichkeit eines Schuhmachers den Riß zuzunähen.

Diese Arbeit mußte verzweifelte Gedanken in ihm erregen; denn ein verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen, als machte es ihm ein bitteres Vergnügen, sich selbst zu verhöhnen. Bald zeigten sich auf seinem Gesicht heftige, nervöse Zuckungen, das Schamroth wechselte auf seinen

Wangen mit der Blässe der Brustbeklemmung, bis er endlich wie zornersfüllt den seidnen Faden abschnitt, den Stiefel auf den Tisch warf, empor sprang, die Hand nach den Porträtts ausstreckte und mit halberstickter Stimme ausrief:

„Ja, schaut mich an, ihr, deren edles Blut in meinen Adern rollt! Du, tapferer Heerführer, der du an Egmont's Seite bei St. Quentin für das Vaterland dein Leben liebest; — du, Staatsmann, der du nach der Schlacht bei Pavia dem großen Kaiser Karl als Gesandter so ausgezeichnete Dienste geleistet; — du, Wohlthäter der Menschheit, der du so viele Gotteshäuser errichtetest; — du, Prälat, der du als Priester und Gelehrter deine Kirche und deinen Gott so mannhaft vertheidigt hast . . . Schaut mich an, nicht bloß von dieser leblosen Leinwand herab, — sondern auch aus dem Schooße des Allmächtigen! Der, welcher hier seinen Stiefel ausbessert und durch nächtliches Wachen sein Elend zu verbergen sucht — er ist euer Sohn, euer Nachkömmling! Wenn der Anblick der Menschen ihm auch peinlich ist, vor euch wenigstens schämt er sich seiner Erniedrigung nicht! . . . O, meine Ahnen, ihr habt mit Schwert und Wort gekämpft wider die Feinde des Vaterlands! Ich, ich kämpfe gegen Spott und unverdiente Schande, ohne Hoffnung auf Sieg oder Ruhm; ich leide, ich fühle meine Seele erliegen unter ihrer Last — und die Welt hat weiter nichts für mich als Spott und Verachtung! . . . Und dennoch habe ich euer Wappen nicht befleckt. Was ich that, ist herrlich und tugendhaft vor Gottes Antlitz. Die Quelle meines Unglücks ist Edelmuth, Mitleid, Liebe . . . Ja, ja, richtet eure funkelnden Augen auf mich, betrachtet mich in dem Abgrund der Armut, in welchen ich versunken bin! Aus der Tiefe meiner Erniedrigung will ich stolz das Haupt zu euch erheben und die Augen nicht niederschlagen vor eurem Blick. Hier in eurer Gegenwart bin ich allein mit meiner Seele, mit meinem Gewissen; hier trifft keine Schande den, der als

Edelmann, als Christ, als Bruder und als Vater Leiden erduldet, weil er seine Pflicht gethan!"

Herr von Blierbefe war in großer Aufregung; mit gewaltigen Schritten ging er in dem Saale auf und nieder und streckte von Zeit zu Zeit die Hände empor zu den Bildnissen seiner Ahnen.

Seine Haltung hatte etwas Majestätisches: seine hoch emporgerichtete Stirn verlieh ihm etwas Gebietendes; seine schwarzen Augen funkelten in der Dunkelheit; sein schönes Antlitz strahlte gleichsam vor Würde; Alles an ihm, Worte, Geberden, Gesicht waren mannhaft und wunderbar edel.

Plötzlich blieb er stehen, legte die Hand an die Stirn und murmelte mit bitterm Lächeln:

„Armer Wahnsinniger! Deine Seele sucht Befreiung; sie schüttelt die schweren Ketten der Erniedrigung ab und träumt . . .“

Die Hände faltend, fuhr er mit einem Blick zum Himmel fort:

„Ja, es ist Illusion! Und doch, habe Dank, o barmherziger Gott, daß du den Quell des Muthes und der Geduld in meiner Brust geöffnet hast! . . . Genug! Da steht wieder die Wirklichkeit vor meinen Augen, wie ein Gespenst, das mich aus der Finsterniß angrinst! Aber jetzt bin ich stark, ich spotte der häßlichen Spukgestalt der Erniedrigung!“

Hier verstummte er; ein Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zeigte sich auf seinem Gesicht; er neigte das Haupt und senkte ängstlich:

„Und morgen? . . . Morgen wird das Auge der Menschen mißtrauisch auf dich gerichtet sein; du wirst zittern unter dem forschenden und verletzenden Blicke derjenigen, die das Räthsel deiner Handlungen zu lösen suchen; du wirst mit vollen Zügen den Kelch der Schande trinken! Ha, lerne deine Rolle gut auswendig, berechne die Züge deines Gesichts, fahre fort die niedrige Comödie

zu spielen . . . und sei eingedenk des Adels deines Geschlechts, um auf der Folterbank aus allen Fiebern deines Herzens zu bluten und hundertmal in einer Stunde zu sterben! . . . Geh, deine nächtliche Arbeit ist vollendet! geh, suche Ruhe; vergiß im Schlaf, was du bist und was dir droht! . . . Ruhe? Schlaf? . . . Ironie! Dort harret deiner das Schauspiel der letzten Erniedrigung; dort wirst du dich selbst sehen, — sehen, wie man dein väterliches Erbe verkauft, wie man mit beschimpfendem Lachen deinen Fall begrüßt, wie du mit deinem Kinde das Vaterland verlässest, um in fernen Gegenden das Brod des Elends zu suchen! . . . Schlafen? . . . Es macht mich schauern! Der Schuldbrief! . . . Der Schuldbrief!“

Mit immer steigendem Schrecken wiederholte er mehrmals dieses Wort, während er den Tisch von allen darauf liegenden Gegenständen befreite.

Dann verschwand er mit der Lampe hinter einer Thür, die wahrscheinlich zu seinem Schlafzimmer führte.

Drittes Kapitel.

Als am andern Tage das erste Morgenroth den Horizont färbte, war Alles auf dem Grinselhof schon an der Arbeit. Die Pächterin und ihre Magd scheuerten die Treppen und Gänge, der Pächter reinigte den Stall, während sein Sohn die langen Gartenalleen vom Unkraut säuberte. Lenore war schon in dieser frühen Morgenstunde in dem großen Speisesaale damit beschäftigt, Alles abzustauben und die kleinen Gegenstände, welche Schrank und Kamin schmückten, kunstvoll aufzustellen.

Es war ein Leben, eine Bewegung, wie man sie seit zehn Jahren auf dem Grinselhof nicht mehr gesehen hatte. Wie es schien, verrichteten die Leute vom Pachtthofe ihre Arbeit mit wahrer Lust: auf ihren Gesichtern glänzte ein gewisser triumphirender Ausdruck, als hätten sie geglaubt

im Kampfe zu liegen mit der tödtlichen Einsamkeit, die hier so lange unumschränkt geherrscht hatte.

Herr von Blierbefe, obgleich innerlich noch erregter als die Andern, wanderte mit scheinbarer Gelassenheit umher und ging von Einem zum Andern, Jeden mit ein paar ruhigen, freundlichen Worten ermunternd und Alles leitend, ohne jedoch im Mindesten merken zu lassen, daß das, was hier bevorstand, ihm gewaltig im Kopse herumging. Er schmeichelte lächelnd der Eigenliebe dieser einfachen Leute und gab ihnen unter liebenswürdigem Scherzen zu verstehen, daß es auch für sie eine Ehre sein werde, wenn seine Gäste sich mit dem Empfange zufrieden zeigten.

Noch nie hatte der Pächter oder seine Frau Herrn von Blierbefe so freundlich und heiter gesehen, und da sie ihn in der That aufrichtig ehrten und liebten, waren sie darüber so erfreut, als wäre Kirmeß auf dem Grinselhof gewesen. Sie merkten nicht, daß der arme Edelmann, da er sie nicht mit Geld belohnen konnte, ihre Arbeit mit Wohlwollen und Freundlichkeit zu bezahlen suchte.

Als die Hauptarbeit gethan war und die Sonne bereits höher am Himmel stand, rief Herr von Blierbefe seine Tochter zu sich und gab ihr Anweisungen hinsichtlich des Diners. Ihre Thätigkeit beschränkte sich darauf, der Pächterin zu sagen, wie die ihr unbekanntem Gerichte bereitet werden mußten.

Die alten Oefen wurden geheizt, das Holz flammte und prasselte auf dem Herde, die Kohlen glühten auf dem Rost und der Rauch wirbelte in launigen Windungen über das Dach empor.

Der Korb ward ausgepackt, gefüllte Hühner, Fleischpasteten und andere auserlesene Speisen wurden hervorgeholt; man brachte Körbe mit Erbsen, Bohnen und anderem Gemüse; die Frauen begannen die Früchte auszuhehlen und zuzurichten.

Lenore selbst nahm Theil an dieser Arbeit und plau-

berte fröhlich mit der Pächterin und ihrer Magd. Diese Letztere, die nur selten das Fräulein in der Nähe gesehen und sich noch nie so lange in ihrer Gegenwart befunden, betrachtete ihre feinen, zarten Züge, ihre schlanke Gestalt und ihre feurigen Augen mit einer Art von Ehrfurcht und Bewunderung. Diese Gefühle prägten sich noch lebhafter auf dem Gesicht der Magd aus, als den Lippen der träumerischen Lenore einige Töne eines bekannten Volksliedes entchlüpfen.

Die Magd verließ ihren Stuhl, näherte sich schlichtern ihrer Herrin und sagte ihr bittend ins Ohr, doch laut genug, um von Lenore verstanden zu werden:

„Ach, Pächterin, bittet doch das Fräulein, uns ein paar Verse von diesem Liede vorzusingen. Ich hab's ihr vorgestern abgelauscht; und es war so schön, so schön, daß ich wol eine Viertelstunde hinter dem Haselgebüsch gestanden und geweint habe wie ein dummes, einfältiges Mädchen.“

„Ach ja,“ sprach die Pächterin bittend zu Lenore, „wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, Fräulein — welche Freude würde uns das machen! Sie haben eine Stimme wie die Nachtigall, — und ich erinnere mich noch, Fräulein, daß meine Mutter — sie ist schon lange im Himmel! — mich immer mit diesem Liede in den Schlaf wiegte. Ach singen Sie es doch einmal!“

„Es ist so lang!“ versetzte Lenore lächelnd.

„Wenn es auch nur ein paar Verschen wären!“ war die Antwort. „Es ist ja doch heute ein Freudentag!“

„Gut,“ sprach Lenore, „wenn es Euch Vergnügen macht, warum sollte ich mich weigern? So höret denn:

An einem Fluß, der rauschend schoß,
Ein armes Mädchen saß;
Aus ihren blauen Augen floß
Manch' Thräne in das Gras.

Sie wand von Blumen einen Strauß
 Und warf ihn in den Strom,
 Ach, lieber Vater, rief sie aus,
 Ach, lieber Bruder, komm!

Ein reicher Herr gegangen kam,
 Und sah des Mädchens Schmerz,
 Sah ihre Thränen, ihren Gram,
 Und schier brach ihm das Herz.

Was fehlet, armes Mädchen dir,
 Was weinst du so früh?
 Sag' deiner Thränen Ursach' mir,
 Kann ich, so heb' ich sie.

Ach, lieber Herr, sprach sie und sah
 Mit trübem Aug' ihn an,
 Ihr seht ein armes Mädchen da,
 Dem Gott nur helfen kann.

Hier unter dieser Rasenbank
 Ist meiner Mutter Grab;
 Dort von dem steilen Ufer sank
 Mein Vater jüngst hinab.

Der wilde Strom riß ihn dahin,
 Mein Bruder sah's und sprang
 Ihm nach, da faßt' der Strom auch ihn,
 Und ach, auch er ertrank.

Nun ich im Waisenhause bin,
 Und wenn ich Fasttag hab',
 Gil' ich zu diesem Flusse hin
 Und weine mich recht satt.

Sollst nicht mehr weinen, gutes Kind,
 Ich will dein Vater sein,
 Du hast ein Herz, das es verdient,
 Du bist so fromm und rein.

Er that's und nahm sie in sein Haus,
 Der gute, reiche Mann,
 zog ihr die Trauerkleider aus,
 Und zog ihr schön're an.

Sie saß an seinem Tisch und trank
 Aus seinem Becher satt.
 Du guter Reicher, habe Dank
 Für deine edle That! *)

Beim Beginn der letzten Strophe war Herr von Bliere auf der Schwelle der Küchenthür erschienen. Die Pächterin stand respectvoll auf und schien zu fürchten, er möchte sich unzufrieden zeigen über das was geschah; doch er bedeutete seine Tochter fortzufahren.

Als das Lied zu Ende war, sagte er in freundlichem Tone zu der Pächterin:

„Aha, man amüßirt sich hier! Das freut mich! Ich bedarf Euer einen Augenblick dort oben, liebe Frau.“

Gefolgt von der Pächterin, stieg er die Treppe hinauf, welche in den Speisesaal führte, wo der Tisch schon gedeckt war. Der Sohn des Pächters stand dort bereits in Livree mit der Serviette auf dem Arm. Nachdem der Edelmann die Pächterin und ihren Sohn durch eine kurze Anrede überzeugt hatte, daß das, was er nun vornehmen wolle, nur den Zweck habe, sie in die Lage zu setzen, den Tisch mit Ehren zu bedienen, begann er mit ihnen eine

*) Von Kaspar Friedrich Boffius (geb. zu Erfurt 31. Januar 1753, gest. 26. März 1817). Ob jedoch Original oder nur Bearbeitung, vermag ich im Augenblick nicht zu entscheiden. Daß übrigens dieses Lied nicht bloß in Deutschland sehr beliebt ist, beweist folgende Bemerkung unseres Autors: „Dieses Volkslied, bekannt unter dem Namen „Das Waisenmädchen“, wird in den Kämpfen viel gesungen Die Sangweise ist traurig, aber sehr anmuthig und melobisch. Sie hat viel Aehnlichkeit mit Frau Catalani's Lieblingsliede: „Nel cor più mi sento“ aus der Molinaria.“

wahre Comödie und ließ jeden seine Rolle mehrmals wiederholen . . .

Endlich nahte die Stunde des Diners. Alles stand in der Küche bereit. Jeder befand sich auf seinem Posten. Lenore hatte Toilette gemacht und wartete hinter den Gardinen eines Nebenzimmers mit pochendem Herzen. Ihr Vater saß mit einem Buche in der Hand unter dem Katalpastrauch und schien zu lesen. So verheimlichte er den Leuten des Hofes seine wachsende Aufregung. Es war etwa zwei Uhr, als eine mit schönen englischen Pferden bespannte Equipage in den Grinselhof fuhr und vor der steinernen Treppe des Hauses anhielt.

Der Edelmann empfing seine Gäste mit der ihm eigenen würdevollen Liebenswürdigkeit und richtete an den jungen Mann einige flüchtige Worte, während der Kaufmann an seiner Seite dem Bedienten den Befehl gab, ihn Punkt fünf Uhr mit der Kutsche wieder abzuholen, da dringende Geschäfte noch heute Abend seine Anwesenheit in der Stadt erheischten.

Herr Denecker war ein dicker Mann, der seinen Anzug, obgleich er sehr kostbar war, absichtlich zu vernachlässigen schien, um sich einen Anstrich von Unabhängigkeit zu geben. Uebrigens war sein Gesicht ziemlich gewöhnlich; allerdings verrieth es eine gewisse Schlaueit, zugleich jedoch Herzengüte, die vielleicht nur durch Gleichgiltigkeit zu sehr gemäßigt war.

Viel edler war die Erscheinung seines Neffen Gustav: einer schönen Gestalt und einem stolzen männlichen Gesicht gesellten sich die Vorzüge einer vortrefflichen Erziehung; sein Zartgefühl in Sprache und Manieren stand dem des Edelmannes wenig nach. Die blonden Haare und die tiefblauen Augen verliehen seinen Zügen etwas Poetisches, während sein fester Blick und die bedeutsamen Falten seiner Stirn vermuthen ließen, daß er auch mit Verstand und Gefühl reichlich begabt sei.

Unter den üblichen Complimenten führte Herr von Blierbefe seine Gäste in den unteren Saal, wo sich seine Tochter befand. Der Kaufmann begrüßte sie mit freundlichem Lächeln und rief mit ungeheucheltem Erstaunen:

„So schön, so bezaubernd! Und auf diesem trübseligen Grinselhof versteckt wohnen! Nein, Herr von Blierbefe, das ist nicht recht!“

Inzwischen näherte sich Gustav dem jungen Mädchen und murmelte einige unverständliche Worte. Beide errötheten und senkten fast bebend die Augen, bis der junge Mann seiner Erregtheit Herr wurde und verständlicher mit Lenore sprechen konnte.

Der Kaufmann machte Herrn von Blierbefe auf die eigenthümliche Verwirrung der jungen Leute aufmerksam und raunte ihm ins Ohr:

„Sehen Sie nicht, was da vor sich geht? Meinem Nessen wird ganz schwindlig; Ihre Tochter blendet ihn. Ich weiß nicht, wie es bereits mit ihnen steht; wenn Sie jedoch nicht wollen, daß dies Gefühl wachse und vielleicht unheilbar werde, so bauen Sie bei Zeiten vor. Es könnte sonst bald zu spät sein; denn ich sage es Ihnen vorher, mein Nesse mit seinem ruhigen Gesicht ist nicht der Mann, der vor einem Hinderniß zurückschreckt. . . . Sehen Sie nur, da sind sie bereits ganz in eine Unterhaltung vertieft; die Schen ist bereits verschwunden!“

Herr von Blierbefe wurde tief erregt durch die Worte des Kaufmanns, die seine letzte Hoffnung auf Rettung bestätigten; doch ließ er sich nichts merken und antwortete:

„Sie scherzen, Herr Denecker, es hat keine Gefahr. Sie sind Beide jung; was Wunder also, daß ein wenig Neigung sich zwischen ihnen offenbart; aber etwas Ernstliches ist das nicht.“

Und den Blick nach dem Tische richtend, setzte er laut hinzu:

„Wolan, meine Herren, es ist aufgetragen Zu Tisch, zu Tisch!“

Schüchtern bot Gustav Lenore seinen Arm; diese nahm ihn bebend und erröthend an. Beide schienen verwirrt, und dennoch strahlte himmlische Freude aus ihren Augen und ließ ihre Herzen vor unaussprechlichem Glück schlagen.

Der Onkel drohte seinem Neffen lächelnd mit dem Finger, als wollte er sagen: ich sehe wohl, was da vor sich geht.

Dieses Zeichen machte den jungen Mann noch mehr erröthen, obgleich die scheinbare Zustimmung seines Oheims ihn mit süßer Hoffnung erfüllte. Lenore hatte glücklicher Weise nichts gemerkt.

Man setzte sich zu Tisch. Der Edelmann nahm Herrn Denecker gegenüber neben Gustav Platz, der sich Lenore gegenüber befand.

Die Pächterin trug die Speisen auf; ihr Sohn in Livree bediente die Gäste. Die Gerichte waren ziemlich gut zubereitet und mehr als einmal bezeugte der Kaufmann seine Befriedigung. Er wunderte sich innerlich über die gute Wahl und selbst über die Menge der Gerichte; denn er hatte sich auf ein sehr mageres Mittagsmahl gefaßt gemacht, — war ja doch Herr von Blierbefe in der ganzen Gegend als reicher Knauser, als ein Mann von beispiellosem Geiz bekannt.

Inzwischen war die Unterhaltung allgemein geworden; und da jetzt Lenore oft auf die eine oder andere Frage ihres Nachbarn, des Kaufmanns, zu antworten hatte, fühlte sie sich freier und überraschte ihre beiden Zuhörer nicht wenig durch ihren Verstand und die Kenntnisse, die sie an den Tag legte. Anders lag die Sache, wenn sie das Wort direct an Gustav zu richten hatte. Dann schien alle Vernunft sie zu verlassen und nur mit niedergeschlagenen Augen wagte sie ihm zögernd eine unbedeutende Antwort zu geben. Dem jungen Manne übrigens ging es nicht

viel besser; und wenngleich Beide innerlich glücklich waren, schienen sie doch in ihrer gegenwärtigen Situation sich nicht sehr behaglich zu fühlen.

Herr von Blierbefe lenkte das Gespräch auf allerlei Gegenstände, von welchen er glaubte, daß sie seinen Gästen angenehm sein könnten. Mit der größten Herablassung hörte er dem Kaufmann zu und gab ihm Gelegenheit, mit einer Art von Ueberlegenheit von Dingen zu sprechen, welche er als Handelsherr besonders kennen mußte. Seinem Gaste entging diese Zuvorkommenheit nicht und er war dem Edelmann innerlich dankbar dafür. Er fühlte sich wirklich durch ein Gefühl der Freundschaft zu Herrn von Blierbefe hingezogen und bemühte sich, in herzlicher Höflichkeit nicht hinter ihm zurückzubleiben.

Alles ging also gut: Jeder war mit den Anderen und sich selbst zufrieden; besonders freute es den Edelmann, daß die Pächterin und ihr Sohn ihren Dienst so gut verstanden und die gebrauchten Löffel und Teller so rasch fortzunehmen und rein zurück zu bringen wußten, daß es unmöglich gewesen wäre, zu merken, daß die Anzahl dieser Gegenstände nicht hinreichend war.

Nur eine Beobachtung begann dem Edelmann eine tiefe Unruhe zu verursachen. Er sah mit wahrer Angst, daß Herr Denecker während der Unterhaltung Glas auf Glas leerte; der junge Mann ermutigte, ob aus Höflichkeit oder um Stoff zum Reden zu haben, Lenore unaufhörlich, doch auch ein Glas zu trinken; und so kam es, daß kurz nach Beginn der Mahlzeit die erste Flasche bereits auf den Grund blicken ließ.

Von Zeit zu Zeit sah der Edelmann verstohlen nach dem kleinen Reste, der noch in der Flasche war und erhegte innerlich, so oft der Kaufmann sein Glas leerte. Herr von Blierbefe befahl dem Diener, die zweite Flasche herauf zu holen. Um den Durst seines Gastes zu mäßigen, begann er nach und nach die Unterhaltung fallen zu

lassen; denn er hatte bemerkt, daß der Kaufmann nicht lange sprechen konnte, ohne nach dem Glase zu greifen. Allein er sah sich getäuscht, denn nun brachte Herr Denecker die Unterhaltung auf den Wein selbst, begann dieses edle Maß bis in die Wolken zu erheben und gab seine Verwunderung zu erkennen über die unbegreifliche Mäßigkeit des Edelmanns. Gleichzeitig trank er noch tapferer als zuvor und ward darin, wenn auch in geringerem Maße, von Gustav unterstützt.

Die Angst des Edelmanns wuchs mit jedem Zuge, den der Kaufmann aus seinem Glase that; und er enthielt sich, obgleich ihm das sehr peinlich war, seinem Gaste Bescheid zu thun, und war wenigstens hierin unhöflich — aus Furcht vor einer noch größeren Beschämung.

Auch die zweite Flasche war bald geleert. Der Kaufmann sagte leichtthin zu Herrn von Blierbefe, der mit beklommenem Herzen, wenn auch äußerlich immer noch fröhlich und lächelnd, ängstlich alle seine Bewegungen beobachtete:

„Ja, Herr von Blierbefe, der Wein ist alt und vorzüglich, ich gestehe es; indeß beim Trinken muß man öfters wechseln, sonst geht der Geschmack verloren. Ich muß annehmen, daß Sie einen guten Keller haben, wenn ich nach der ersten Probe urtheilen darf. Lassen Sie uns daher eine Flasche Château-Margaux holen; und wenn wir dann noch Zeit haben, wollen wir unser Zusammensein mit einem Glase Hochheimer beschließen. Champagner trinke ich nicht; das ist ein schlechter Wein für wahre Kenner.“

Bei den letzten Worten des Kaufmanns verbreitete sich eine plötzliche Blässe über das Gesicht des Herrn von Blierbefe; um aber den Schrecken und die Aufregung zu verbergen, bedeckte er einen Augenblick Stirn und Augen mit der Hand, all seinen Verstand anstrengend, um ein Mittel zu finden, wie er sich aus dieser Verlegenheit retten sollte.

Als sein Gast zu reden aufhörte, enthüllte er sein Ant-

lich; nur ein ruhiges Lächeln vermochte man darauf zu bemerken.

„Château-Margaux?“ fragte er. „Wie Sie wünschen, Herr Denecker.“

Und sich zu dem Diener wendend, sprach er:

„San, eine Flasche Château-Margaux! Links in dem dritten Fach.“

Der Bauernbursche sah seinen Herrn mit offenem Munde an, als hätte man ihn in einer fremden Sprache angerebet, und murmelte einige unverständliche Worte.

„Entschuldigen Sie,“ sagte der Edelmann aufstehend; „er wird es nicht finden. Einen Augenblick.“

Er ging die Treppe hinunter und trat in die Küche, wo er die dritte Flasche, die dort bereit stand, ergriff und sich damit in den Keller begab.

Hier sich allein befindend, blieb er stehen, athmete tief auf und sprach zu sich selbst:

„Château-Margaux! Hochheimer! Champagner! Und nichts im Hause als diese letzte Flasche Bordeaux! Was anfangen? Zum Nachdenken keine Zeit! Der Würfel ist gefallen . . . Gott helfe mir!“

Er stieg wieder die Treppe hinauf und erschien lächelnd in dem Speisesaale, den Propfenzieher auf der einzigen Flasche. Inzwischen hatte Lenore die Gläser wechseln lassen.

„Dieser Wein ist mindestens zwanzig Jahre alt; ich hoffe, er gefällt Ihnen,“ sprach der Edelmann, während er die Gläser füllte und bebend von der Seite auf dem Gesicht des Kaufmanns die Wirkung seines Thuns beobachtete.

Dieser hatte kaum das Glas an seine Lippen gebracht, als er es wieder entfernte und enttäuscht ausrief:

„Sie haben sich gewiß vergriffen, — es ist derselbe Wein!“

Mit dem Ausdruck des Zweifels kostete seinerseits Herr von Blierbeke den Wein und sagte überrascht:

„In der That, ich habe mich geirrt. Aber die Flasche ist einmal entkorkt, — wenn wir sie erst leerten? Wir haben ja Zeit genug.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ antwortete der Kaufmann, „unter der Bedingung jedoch, daß Sie mich besser unterstützen. Wir wollen uns ein wenig beeilen.“

So verschwand auch nach und nach der Wein aus der dritten Flasche, bis nur noch zwei oder drei Gläser übrig waren.

Der Edelmann vermochte seine Erregtheit nicht länger zu verbergen; zwar wandte er das Gesicht von der Flasche ab, aber sein Blick lehrte immer von Neuem und stets mit größerer Aengstlichkeit zu derselben zurück. In seinem Ohre tönte bereits das schreckliche Wort: *Château-Margaux*, das ihn mit Schande bedecken sollte! Der kalte Schweiß brach ihm aus; mehr als einmal wechselte sein Gesicht in jedem Augenblicke die Farbe. Aber er war mit seinen Mitteln noch nicht zu Ende und kämpfte wie ein muthiger Soldat wider die ihm drohende Demüthigung. Mit Hand und Taschentuch wischte er sich den Schweiß von Stirn und Wange; er hustete, er wandte sich ab, als müßte er niesen. Dank dieser Manöver entging seine Aufregung noch einige Zeit der Aufmerksamkeit seiner Gäste, bis Herr Denecker die Flasche ergriff, um sich den Rest des Weins einzuschenken. Bei diesem Anblick bemächtigte sich des Edelmanns heftiges Zittern; Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und mit einem Seufzer sank sein Haupt gegen den Stuhl.

War es eine erheuchelte Ohnmacht? Oder benutzte der arme Edelmann seine wirkliche Aufregung, um sich aus einer peinlichen Verlegenheit zu retten?

Alle sprangen auf. Lenore stieß einen Schrei aus und eilte mit unruhigen Blicken auf ihren Vater zu. Dieser versuchte zu lächeln und sagte, während er langsam aufstand:

„Es ist nichts; die Zimmerluft erdrückt mich. Laßt

mich einen Augenblick in den Garten gehen; mir wird bald wieder besser sein.“

Mit diesen Worten wandte er sich der Thür zu und ging die steinerne Treppe hinunter in den Garten. Lenore hatte seinen Arm erfaßt und führte ihn, obgleich er dieser Unterstüßung nicht bedurfte. Herr Denecker und sein Neffe folgten ihm unter vielfachen Beweisen einer aufrichtigen Theilnahme.

Kaum hatte Herr von Blierbecke einige Augenblicke auf einer Bank im Schatten eines riesigen Kastanienbaumes gegessen, als die Blässe von seinem Gesicht verschwand und er, sichtlich wieder gekräftigt, in ungezwungenem Tone seine Tochter und seine Gäste wegen seines Befindens beruhigte; doch bat er sie, ihn noch ein wenig in der freien Luft zu lassen, aus Furcht die Ohnmacht möchte zurückkehren. Kurz darauf erhob er sich und drückte den Wunsch aus, ein wenig umherzugehen.

„Das ist mir ganz recht,“ sprach der Kaufmann; „um fünf Uhr kommt mein Wagen; ich muß mich mit meinem Neffen nach der Stadt zurückbegeben . . . und ich hätte den Grünselhof fast verlassen, ohne Ihren Garten zu sehen! Machen wir eine kleine Promenade; gleich wollen wir dann zum Schluß noch eine gute Flasche auf unsere Freundschaft trinken.“

Mit diesen Worten bot er Lenore den Arm, die ihn vergnügt annahm. Obgleich Herr Denecker seinem Neffen spöttische Blicke zuwarf, war der junge Mann doch durchaus nicht mißvergnügt, daß sein Onkel der Dame seines Herzens so viel Aufmerksamkeit bewies.

Der Spaziergang begann. Man sprach von der Landwirthschaft, vom Urbarmachen der Haide, von der Jagd und mancherlei anderen Dingen. Lenore, die in der frischen Luft und am Arme des Kaufmanns ihre geistige Freiheit wieder gewonnen hatte, that sich keinen Zwang mehr an. Die natürliche Munterkeit ihres Wesens offen-

barte sich mit der Anmuth jungfräulicher Unschuld. Wie ein ausgelassenes Reh wollte sie den Kaufmann zum Laufen zwingen und hüpfte an seiner Seite unter allerlei Ausrufen der Freude. Herr Denecker amüßte sich ungemein an den schelmischen Reden des Mädchens, und fast hätte er sich verführen lassen, mit ihr zu tanzen und zu spielen. Er konnte nicht genug dies entzückende, von Glück strahlende Gesicht bewundern und mußte sich sagen, während ein Lächeln seine Lippen umspielte, daß sein Neffe keinen schlechten Geschmack habe.

Allein während der Edelmann damit beschäftigt war, seinem Gaste etwas zu erklären und einen Plan in den Sand zu zeichnen, waren Lenore und Gustav weiter gegangen und schienen in ein sehr eifriges Gespräch vertieft.

Als der Vater und sein Begleiter ihre Promenade fortsetzten, waren die jungen Leute ihnen wol fünfzig Schritte voraus. War es Absicht oder nur Zufall — dieser Abstand minderte sich nicht zwischen ihnen.

Die Jungfrau zeigte Gustav ihre Blumen, ihre Goldfische, — kurz Alles, was sie in ihrer Einsamkeit liebte und pflegte. Er hörte kaum auf ihre süßen kindlichen Erklärungen: was sie sagte, vereinigte sich ihm zu einem himmlischen Gesang, der ihn entzückte und ihn in einen unaussprechlich feligen Traum wiegte.

Seinerseits that Herr von Blierbete alles Mögliche, seinen Gast zu unterhalten und ihn zu hindern, zum Tische zurückzukehren. Er nahm nach einander seine Zuflucht zu all den Mitteln, welche seine Kenntnisse ihm an die Hand gaben; er war unerschöpflich in fesselnden Erzählungen und suchte die innersten Falten im Charakter des Kaufmanns zuerspähnen, um ihm zu gefallen; ja er machte sogar Scherze, wenn die Unterhaltung stockte und sagte und that Dinge, die zwar nicht im Mindesten den Anstand verletzten, aber doch nicht im Einklang waren mit seinem ernstern, edlern Wesen.

Schon nahte der Augenblick, den Herr Denecker für die Abreise festgesetzt hatte. Der Edelmann dankte Gott aus dem Grunde seines Herzens, daß er ihm gestattet, sich aus dieser qualvollen Lage zu retten, — als der Kaufmann plötzlich seinem Neffen zurief:

„Nun, Gustav, wir gehen ins Haus! Willst du den Abschiedswein mit uns trinken, so beeile dich; es ist bereits fünf Uhr.“

Herr von Blierbefe erblaßte wieder; stumm und sichtlich erschreckt sah er den Kaufmann an, der sich vergeblich bemühte, die Wirkung seiner Worte zu begreifen und diesmal seine Verwunderung nicht verbarg.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er.

„Mein Magen zieht sich bei dem bloßen Worte Wein zusammen,“ stammelte Herr von Blierbefe. „Es ist eine eigenthümliche Nervenschwäche . . .“

Plötzlich jedoch erhellte ein heiterer Ausdruck sein Gesicht, während er mit dem Finger nach dem Thore zeigte und sagte:

„Da höre ich Ihren Wagen in der Allee, Herr Denecker.“

In der That, die Kalesche kam durch das Thor des Grinselhofs gefahren.

Der Kaufmann sprach nicht mehr von Wein. Es kam ihm sehr merkwürdig vor, daß man sich über seine Abreise zu freuen schien; und diese Vermuthung hätte ihn ohne Zweifel verlezt, wenn andererseits die große Herzlichkeit und der lebenswürdige Empfang des Edelmannes ihn nicht von dem Gegentheile überzeugt hätten. Er glaubte das seltsame Benehmen des Herrn von Blierbefe seinem Unwohlsein, das er vielleicht aus Höflichkeit zurückgedrängt und verheimlicht, zuschreiben zu müssen. Herr Denecker sagte dann, indem er dem Edelmann freundlich die Hand drückte:

„Herr von Blierbefe, ich habe hier einen sehr angenehmen Nachmittag zugebracht, in Ihrer und Ihrer lieben

Tochter Gesellschaft fühlt man sich wirklich glücklich; ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und hoffe, daß nähere Beziehungen mir Ihre ganze Freundschaft erwerben werden. Inzwischen danke ich Ihnen herzlich für Ihren ausgezeichneten Empfang."

Gustav und Lenore hatten sich genähert. Der Edelmann sagte einige Worte der Entschuldigung.

"Und mein Nefse," fuhr der Kaufmann fort, "wird mir bereitwilligst beistimmen, daß er in seinem Leben nicht viele solcher angenehmen Stunden genossen wie diese wenigen, die wir heute auf dem Grinselhof zugebracht haben. Sie werden mir doch, Herr von Blierbeke, die Ehre erweisen, mit Ihrer holden Tochter ebenfalls bei mir zu speisen? Aber ich bitte um Verzeihung wegen des Aufschubs, um den ich ersuchen muß. Uebermorgen reise ich in Handelsgeschäften nach Frankfurt; vielleicht bleibe ich einige Monate abwesend. Wenn inzwischen mein Nefse Sie besuchen sollte, so hoffe ich, daß er Ihnen stets willkommen ist."

Der Edelmann wiederholte seine Freundschaftsversicherung. Lenore schwieg; obschon Gustav ihr in die Augen blickte und auch sie um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, zu bitten schien.

Der Oheim ging auf den Wagen zu.

"Und der Abschiedstrunk?" fragte Gustav verwundert. "Ach, lassen Sie uns noch ein wenig ins Haus gehen!"

"Nein, nein!" entschied Herr Denecker. "Wollte man auf dich hören, so würden wir wahrscheinlich gar nicht fortkommen; aber es ist Zeit, daß wir ausbrechen. Reden wir darüber nicht mehr. Ein Kaufmann muß Wort halten und du weißt, was wir versprochen haben."

Gustav und Lenore tauschten einen langen Blick aus, worin das Bedauern über den Abschied und die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen zu lesen war; der Edelmann und

Herr Denecker brückten sich freundschaftlich die Hand. Man stieg in den Wagen.

Freundlich lächelnd und mit den Händen grüßend, so lange man einander noch sehen konnte, verließen die Gäste den Grinselhof.

Viertes Kapitel.

Am zweiten Tage nach der Abreise seines Onkels stellte sich Gustav auf dem Grinselhof ein. Er wurde von Vater und Tochter mit derselben Liebenswürdigkeit empfangen, verbrachte in ihrer Gesellschaft den größten Theil des Nachmittags und lehrte bei Anbruch des Abends mit einem Herzen voll seliger Erinnerungen auf sein Gut am Egelseich zurück.

Im Anfange wagte er nicht, zu oft auf dem Grinselhof zu erscheinen, sei es aus Schicklichkeitsgefühl, sei es aus Furcht, dem Edelmann lästig zu werden; in der zweiten Woche jedoch hatte bereits die Herzlichkeit des Herrn von Blierbefe diese Bedenken aus seinem Geiste verbannt.

Der junge Mann widerstand nicht mehr der Neigung, die ihn zu Lenore hinzog und ließ keinen Tag mehr hingehen, ohne den Nachmittag auf dem Grinselhofe zuzubringen. Rasch und glücklich schwanden ihm dort die Stunden hin. Er lustwandelte mit Lenore und ihrem Vater auf den schattigen Wegen des Gartens, — wohnte dem Unterrichte bei, den der Edelmann seiner Tochter in allerlei wissenschaftlichen und Kunstgegenständen erteilte, — tauschte entzückt der schönen Stimme der Jungfrau, wenn sie zuweilen ihre Lieder in dem Laubwerk wiedertönen ließ, — führte mit Beiden eine stets lehrreiche Unterhaltung, — oder träumte, im Schatten des Katalpabusches sitzend, von einer glücklichen Zukunft, während er mit Augen voll Liebe diejenige betrachtete, welche, wie er beständig zu Gott betete, einst seine Gattin werden sollte.

Hatte das edle bezaubernde Antlitz des Mädchens den jungen Mann berückt, als er sie zum ersten Male auf dem Kirchhofe gesehen — jetzt, da er auch die Schönheit ihrer Seele kannte, war seine Liebe so feurig und ausschließlich geworden, daß die ganze Welt ihm farblos und todt erschien, sobald Lenore nicht da war, um durch ihre bloße Gegenwart über Alles Licht und Leben zu verbreiten.

Für ihn konnte ein Engel, aus dem reinsten, religiös gestimmten Dichtergemüth entstanden, nicht schöner sein als seine geliebte Freundin. Und in der That, während sie mit all der Körperschönheit ausgestattet war, welche der Schöpfer dem ersten Weibe verliehen haben muß, klopfte in ihrer Brust ein Herz, dessen spiegelgleiche Reinheit noch nicht durch den leisesten Hauch der Welt getrübt worden und aus dem bei der geringsten Gemüthsbewegung wie aus einem klaren Quell die edelsten Empfindungen entsprangen.

Noch nie hatte sich Gustav ganz allein mit Lenore befunden, weil sie in seiner Anwesenheit nie das Zimmer verließ, worin sie sich gewöhnlich mit ihrem Vater aufhielt, es sei denn, daß dieser den Wunsch ausdrückte, in der freien Luft zu lustwandeln; andererseits jedoch war es dem jungen Manne nie in den Sinn gekommen, seine Empfindungen vor Herrn von Blierbeke zu verheimlichen oder Lenore zu sagen, wie theuer sie ihm geworden. Es wäre unnütz gewesen, mit Worten zu erklären, was in ihren Herzen vorging: Liebe, Freundschaft, Ehrerbietung strahlten frei aus Aller Augen; drei Seelen umschloß hier dasselbe Band, vereinte dasselbe Gefühl der Liebe und Hoffnung.

Obgleich Gustav für Lenorens Vater eine tiefe Verehrung hegte und ihn wirklich wie ein zärtlicher Sohn liebte, so drohte doch ein Umstand seine Verehrung bisweilen zu beeinträchtigen. Was er außerhalb des Grinselhofes von dem unbegreiflichen Geize des Herrn von Blierbeke gehört, war ihm jetzt eine unbestreitbare Wahrheit

geworden. Noch nie hatte der Edelmann ihm ein Glas Wein oder Bier angeboten; eben so wenig hatte er je ihn eingeladen, bei ihm zu Abend zu essen; und oft hatte Gustav mit Betrübniß bemerkt, welche Mühe man sich gab, diese heispiellose Sparsamkeit zu verheimlichen.

Der Geiz ist eine Leidenschaft, die nur Abscheu und Verachtung einflößen kann, weil man instinctmäßig fühlt, daß dieses Laster, indem es Besitz von dem menschlichen Herzen nimmt, jedes edelmüthige Gefühl daraus verbannt und es mit eiskaltem Eigennutz erfüllt. Auch mußte Gustav lange gegen seine Empfindungen ankämpfen, um seine Aufmerksamkeit von diesem Fehler des Herrn von Blierbeke abzuwenden und sich zu überreden, daß es nur eine Grille von ihm sei, — eine einzelne verkehrte Falte seines Herzens, die ihm jedoch nichts von dem angeborenen Adel des Charakters geraubt hatte.

Hätte jedoch der junge Mann die Wahrheit gewußt! Wäre sein Blick tiefer in das Herz des Edelmanns gedrungen, er hätte gesehen, daß hinter jedem Lächeln, das auf seinem Antlitz erschien, sich ein Schmerz verbarg; daß jede dieser nervösen Erregungen, die ihn zuweilen wie ein Schauer ergriffen, nur die Angst seiner Seele verriethen. Er wußte es nicht, der Glückliche, den Lenorens Blicke entzückten und der aus dem goldenen Becher der Liebe trank, — er wußte es nicht, daß das Leben des Edelmannes ein ewiges Leiden war; daß er Tag und Nacht an eine schreckliche Zukunft dachte und, den Angstschweiß auf der Stirn, die entschwindenden Stunden zählte, als ob jede Minute ihm ein entsetzliches, unabwendbares Unglück näher brächte. . . Und in der That, hatte der Notar ihm nicht gesagt: „Noch vier Monate! Noch vier Monate und der Schuldbrief verfällt! Dann werden Ihre Güter von Gerichtswegen verkauft!“

Von diesen verhängnißvollen vier Monaten waren bereits zwei verfloßen!

Wenn der Edelmann die Liebe des jungen Mannes zu ermuthigen schien, so geschah das nicht blos aus Freundschaft für ihn. Nein, nein, das Drama seiner Leiden mußte sich in einer bestimmten Zeit abspielen. . . . Wenn nicht, so erwartete ihn und sein Kind öffentliche Schande, moralischer Tod! Das Schicksal entschied dann unwiderstlich, ob er aus diesem zehnjährigen Kampfe wider bitteres Elend als Sieger hervorgehen sollte, oder ob er besieg in den Abgrund der öffentlichen Verachtung versinken sollte.

Darum verheimlichte er seine Armuth hartnäckiger denn je; und obgleich er wie ein Schutzengel über die jungen Leute wachte, so that er doch nichts, um den raschen Flug ihrer Liebe zurückzuhalten.

Als die Zeit der Rückkehr des Herrn Denecker nahte, schienen die beiden Monate seiner Abwesenheit Gustav wie ein süßer Traum verflossen zu sein. Obgleich er es fast für sicher hielt, daß sein Oheim sich nicht gegen seine Liebe erklären würde, so sah er doch voraus, daß er ihm nicht gestatten werde, so viel Zeit außer dem Geschäft zuzubringen. Der Gedanke, vielleicht wochenlang von Lenore getrennt zu sein, ließ ihn mit Besorgniß und Traurigkeit seines Oheims Rückkehr entgegensehen.

Eines Tages sprach er mit tiefer Betrübniß gegen Lenore seine Befürchtung aus und schilderte ihr den Schmerz, der in ihrer Abwesenheit sein Herz erfüllen würde. Zum ersten Male sah er Thränen in ihren Augen. Von diesem Beweise inniger Liebe ward er so gerührt, daß er schweigend Lenorens Hand ergriff und lange stumm neben ihr sitzen blieb. Indessen suchte Herr von Blierbeke ihn zu trösten; allein seine Worte schienen die gewünschte Wirkung nicht hervorzubringen.

Nach langer Niedergeschlagenheit stand Gustav plötzlich von seinem Stuhle auf und nahm Abschied von Lenore, obgleich die gewöhnliche Stunde seines Fortgehens noch

nicht gekommen war. Das Mädchen merkte an seinem Gesicht, daß in seinem Gemüthe eine Veränderung stattgefunden und daß jetzt Muth und Freude aus seinen Blicken strahlten. Sie suchte ihn zurückzuhalten, um sich eine Erklärung dieser plötzlichen Freude geben zu lassen, allein er wies ihre Bitte sanft zurück und sagte nur, daß sie am folgenden Tage sein Geheimniß wahrscheinlich erfahren würde, worauf er rasch den Grinselhof verließ, als hätten ihn anstürmende Gedanken verfolgt.

Herr von Blierbeke glaubte in des jungen Mannes Augen gelesen zu haben, was in seinem Herzen vorging. In dieser Nacht versüßten schöne Träume seinen Schlaf.

Als am andern Tage die Stunde gekommen, wo Gustav zu erscheinen pflegte, klopfte das Herz des Vaters vor hoffnungsvoller Erwartung.

Bald sah er Gustav durch das Thor kommen und auf sein Haus zuschreiten.

Der junge Mann trug nicht wie gewöhnlich einen leichten Anzug; er war jetzt fast ganz schwarz gekleidet, wie an dem Tage, da er zum ersten Male nach dem Grinselhofe gekommen war.

Ein freundiges Lächeln erhellte des Edelmanns Gesicht, während er ihm entgegen ging; dieser gewählte Anzug befestigte ihn in seiner Hoffnung und sagte ihm, daß der junge Mann einen feierlichen Schritt bei ihm versuchen wolle.

Gustav drückte den Wunsch aus, sich einige Minuten allein mit ihm zu befinden. Herr von Blierbeke führte ihn in ein Nebenzimmer, bot ihm einen Sessel an, setzte sich ihm gegenüber und sagte mit scheinbarer Gelassenheit, aber in sehr gewinnendem Tone:

„Ich stehe zu Diensten, mein junger Freund.“

Gustav beobachtete eine Zeitlang Schweigen, wie um seine Gedanken zu sammeln. Dann sprach er in erregtem, jedoch entschiedenem Tone:

„Herr von Blierbeke, ich wage einen wichtigen Schritt

bei Ihnen zu thun. Ihre außerordentliche Güte allein gibt mir dazu den Muth, und ich hoffe, daß, wie auch Ihre Antwort ausfallen möge, Sie meine Kühnheit entschuldigen werden. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, Herr von Blierbecke, daß bereits das erste Mal, wo ich das Glück hatte, Lenore zu sehen, eine unwiderstehliche Neigung mich zu ihr hinzog; sie erschien mir als ein Engel, und sie ist es für mich geblieben. Vielleicht hätte ich, bevor ich dieses Gefühl eine so unbegrenzte Herrschaft über mich gewinnen ließ, um Ihre Zustimmung ersuchen sollen; aber in Ihrer zuvorkommenden Freundschaft für mich glaubte ich zu erkennen, daß Sie in meinem Herzen gelesen . . .“

Der junge Mann schwieg und erwartete einige ermutigende Worte aus dem Munde des Edelmannes. Allein dieser blickte ihn mit stillem Lächeln an, woraus jedoch nicht deutlich hervorging, wie die Eröffnungen des jungen Mannes ihm gefielen. Ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sagen: „fahren Sie fort,“ war die einzige Bewegung, die er machte.

Gustav fühlte, daß seine ganze Reckheit ihn verließ. Doch rasch seine Befürchtung niederkämpfend, faßte er wieder Muth und sagte leidenschaftlich:

„Ja, ich habe Lenore geliebt von dem Tage an, wo ich sie zum ersten Mal erblickte; aber wenn sich damals nur ein Funken der Liebe in mein Herz senkte — seitdem ist er zur Flamme geworden, die mich verzehren wird, wenn man sie auslöschen wollte. Sie glauben, ihre Schönheit allein habe meine Liebe geweckt? Gewiß, sie allein genügte, den gefühllosesten Menschen zu bezaubern; aber in dem Herzen meiner engelgleichen Freundin habe ich einen weit kostbarern Schatz entdeckt. Ihre Tugend, die makellose Reinheit ihres Herzens, ihre sanften, edeln Empfindungen — kurz alle Gaben, die Gott ihr so reichlich verliehen, diese sind es, die mich von der Liebe zur Be-

wunderung, von der Bewunderung zur Verehrung geführt haben! . . . Ach, warum es Ihnen verheimlichen? . . . Nein, ohne Lenore kann ich nicht mehr leben; schon der Gedanke, von ihr getrennt zu werden, erfüllt mich mit Trauer und macht mich zittern. Ich muß sie sehen, täglich, stündlich; ihre Stimme hören, Seligkeit aus ihren Blicken schöpfen . . . Ich weiß nicht, Herr von Blierbeke, was Ihre Entscheidung sein wird; aber sollte sie gegen meine Liebe ausfallen — glauben Sie mir, mein Herz wird für immer gebrochen sein! Sollte Ihr Urtheil mich von meiner geliebten, meiner süßen Lenore trennen, — es wäre für mich ein tödtlicher Schlag und das Leben würde mir verhaßt werden!“

Mit Nachdruck und tiefer Erregtheit hatte Gustav diese Worte gesprochen. Herr von Blierbeke ergriff theilnehmend seine Hand und sagte in mildem Tone:

„Beunruhigen Sie sich nicht so, mein junger Freund; ich weiß, daß Sie Lenore lieben, und sogar, daß sie nicht unempfindlich ist gegen Ihre Liebe, — aber um was wollen Sie mich bitten?“

Mit niedergeschlagenen Blicken antwortete der junge Mann:

„Wenn ich nach all den Beweisen Ihrer Freundschaft an Ihrer Einwilligung noch zweifle, so geschieht es, weil ich besürchte, daß Sie mich des Glückes nicht würdig halten, das ich von Ihnen erbitte. Ich habe keinen Stamm- baum, dessen Wurzeln in die Vergangenheit zurückreichen; die Thaten meiner Vorfahren glänzen nicht in der Geschichte unseres Vaterlandes; das Blut, das in meinen Adern fließt, ist nur bürgerlich.“

„Glauben Sie denn, Gustav,“ versetzte Herr von Blierbeke, „ich hätte das nicht gewußt, als Sie zum ersten Male in mein Haus kamen? Ihr Herz wenigstens ist edel und großmüthig; würde ich Sie sonst lieben wie meinen Sohn?“

„Also!“ rief Gustav voll froher Hoffnung, „also verweigern Sie mir Lenorens Hand nicht, wenn mein Oheim ebenfalls seine Zustimmung gibt?“

„Nein,“ antwortete der Edelmann; „ich würde sie Ihnen dann nicht verweigern; ja ich würde Ihnen sogar mit wahrer Freude das Glück meines einzigen Kindes anvertrauen; aber es gibt ein Hinderniß, das Ihnen noch unbekannt ist.“

„Ein Hinderniß!“ rief der junge Mann und erblaßte. „Ein Hinderniß zwischen mir und Lenore!“

„Bezwingen Sie für einen Augenblick das Gefühl Ihrer Liebe,“ fuhr Herr von Blierbele fort, „und hören Sie ruhig die Erklärung an, die ich Ihnen zu geben habe... Sie glauben, Gustav, der Grinselhof und die dazu gehörigen Güter seien mein Eigenthum. Sie irren; wir besitzen nichts. Wir sind ärmer als der Pächter, der vor dem Hofthor wohnt.“

Der junge Mann sah ihn einige Augenblicke voll Bewunderung und Zweifel an; bald jedoch erschien auf seinem Gesicht ein ungläubiges Lächeln, das den Edelmann erröthen und erbeben machte. Er sprach traurig aber nachdrücklich:

„Ach, ich sehe an Ihren Blicken, daß Sie meinen Worten nicht glauben! Auch in Ihren Augen bin ich ein Geizhals, ein Mensch, der sein Gold verbirgt, der es sich und seinem Kinde an dem Nöthigsten fehlen läßt, um Schätze aufzuhäufen, und Alles der häßlichen Leidenschaft des Geldes opfert! Ein filziger Mensch, den man fürchtet oder verachtet.“

„O verzeihen Sie mir, Herr von Blierbele!“ rief Gustav ängstlich; „meine Verehrung für Sie ist grenzenlos!“

„Erschrecken Sie nicht über meine Worte,“ fuhr der Edelmann ruhiger fort. „Ich klage Sie nicht an, Gustav. Ihr Lächeln beweist mir nur, daß es mir auch Ihnen gegenüber gegliickt ist, unter dem Scheine des häßlichsten

Geizes meine Armuth zu verbergen. Es ist unnütz, Ihnen darüber jetzt nähere Erklärungen zu geben. Was ich sage, ist Wahrheit: ich besitze nichts, gar nichts! Kehren Sie nach Ihrem Gute zurück, ohne Lenoren zu sehen; erwägen Sie ruhig und reiflich, ob es keine Gründe gibt, die Sie veranlassen könnten, Ihren Entschluß zu ändern. Lassen Sie die Nacht über Ihre Erwägungen hingehen, — und wenn dann morgen die arme Lenore Ihnen noch theuer ist und Sie glauben, mit ihr noch glücklich zu sein und sie glücklich machen zu können, bitten Sie dann Ihren Oheim um seine Zustimmung. Hier ist meine Hand; möchten Sie sie einst als eine Vaterhand drücken, mein innigster Wunsch wäre dann erfüllt!“

Der feierliche, ruhige Ton dieser Worte überzeugte den jungen Mann, daß man ihm die Wahrheit gesagt, wie sehr diese unerwartete Eröffnung ihn auch überraschte. Doch bald zeigte sich auf seinem Antlitze ein Ausdruck freudiger Begeisterung.

„Ob ich die arme Lenore lieben würde!“ rief er aus. „O mein Gott, sie zur Gattin erhalten, durch das Band ewiger Liebe mit ihr vereint sein, an ihrer Seite leben und unaufhörlich in ihrem süßen Blick, in ihrer bezaubernden Stimme das Glück finden! Wissen, daß ich ihr Beschützer sein darf, daß meine Arbeit sie glücklich macht! O, Palast oder Hütte, Reichthum oder Armuth — Alles ist mir gleich, wenn nur ihre Gegenwart die Stätte beseligt, wo ich mich befinde! Die Nacht kann mir keinen Rath bringen, Herr von Blierbeke; erhalte ich von Ihrer Großmuth Lenorens Hand, auf den Knien danke ich Ihnen für den unendlichen Schatz, den Sie mir gewähren.“

„Es sei,“ antwortete der Edelmann. „Die Innigkeit Ihrer Neigung, die Standhaftigkeit Ihrer Gefühle sind Ihrer Jugend und Ihrem feurigen Charakter natürlich, — aber Ihr Oheim?“

„Mein Oheim!“ murmelte Gustav sichtlich betrübt. „Es

ist wahr, ich bedarf seiner Einwilligung. Alles, was ich in der Welt besitze oder je besitzen werde, hängt von seiner Neigung zu mir ab. Ich bin eine Waise, der Sohn seines Bruders. Er hat mich an Kindesstatt angenommen und mich mit Wohlthaten überhäuft. Er hat das Recht, über mein Schicksal zu entscheiden; ich muß ihm gehorchen.“

„Und wird er, der Kaufmann ist und wahrscheinlich das Geld sehr hoch schätzt, weil er gelernt hat, was man damit machen kann, — wird er ebenfalls sagen: arm oder reich, Palast oder Hütte, — es ist mir Alles gleich?“

„Ach, ich weiß es nicht, Herr von Blierbefe!“ seufzte Gustav traurig. „Aber er ist so gut gegen mich, so außerordentlich gut, daß ich Grund habe, auf seine Zustimmung zu hoffen. Morgen muß er zurückkehren. Gleich beim Empfange werde ich ihm von meinen Absichten sprechen und ihm sagen, daß meine Ruhe, mein Glück, mein Leben von seiner Einwilligung abhängen. Er schätzt und liebt Lenore sehr und schien mich sogar zu ermutigen, um ihre Hand zu werben. Allerdings wird Ihre Eröffnung ihn sehr überraschen; aber glauben Sie mir, meine Bitten werden ihn erweichen!“

Der Edelmann stand auf, um der Unterredung ein Ende zu machen und sagte:

„Wohlan, bitten Sie Ihren Oheim um seine Zustimmung, und verwirklicht sich Ihre Hoffnung, so möge er kommen, um diese Verbindung näher mit mir zu besprechen. Was auch der Ausgang sein möge, Gustav, Sie haben sich uns gegenüber als ein zartfühlender und edel denkender Mann benommen: meine Achtung und meine Freundschaft bleiben Ihnen. Nun gehen Sie, verlassen Sie diesmal den Grinselhof, ohne Lenore zu sehen; sie darf nicht wieder vor Ihnen erscheinen, bis die Sache entschieden ist. Ich selbst werde ihr mittheilen, was sie davon zu wissen braucht.“

Halb vergnügt, halb traurig, das Herz voll Freude und Besorgniß, nahm Gustav Abschied von Lenorens Vater.

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage saß Herr von Blierbefe nach dem Essen, das Haupt auf die Hand gestützt, in dem obern Saale seiner Wohnung. Er mußte in tiefe Gedanken versunken sein, denn sein Blick irrte ziellos und unruhig umher, während auf seinem Antlitze bald Zufriedenheit und Hoffnung, bald ängstliche Besorgniß zu lesen war.

Lenore erschien von Zeit zu Zeit im Zimmer, blieb einen Augenblick unruhig stehen, ging von der einen Seite zur andern, blickte durch das Fenster in den Garten und ging dann unruhig wieder die Treppe hinunter. Man sah sofort, daß sie ungeduldig auf etwas wartete. Ihr Antlitz zeigte jedoch eine unverholene Freude, die vermuthen ließ, daß ihr Herz von süßen Hoffnungen überströmte.

Hätte sie sehen können, welche Besürchtungen von Zeit zu Zeit ihren Vater in seinen Gedanken störten, vielleicht wäre sie weniger fröhlich und heiter gewesen und hätte nicht von einer glücklichen Zukunft geträumt. Allein Herr von Blierbefe unterdrückte in ihrer Gegenwart seine Erregtheit und lächelte ihr wegen ihrer Ungeduld zu, als hätte auch er vertrauensvoll einem bevorstehenden Glück entgegengesehen.

Endlich von dem vielen Hin- und Hergehen ermüdet, setzte Lenore sich ihrem Vater gegenüber und sah ihn mit einem hellen fragenden Blicke an.

„Meine gute Lenore,“ sprach er, „sei doch nicht so ungeduldig; heute können wir noch nichts erfahren. Vielleicht morgen. Mäßige deine Freude, mein Kind; um so leichter wirst du deinen Schmerz überwinden, wenn Gott in dieser Sache wider deine Hoffnung entscheiden sollte.“

„Ach, Vater,“ erwiderte Lenore, „Gott wird es zu meinen Gunsten fügen; das fühle ich an der Aufregung meines Herzens. Daß ich froh bin, Vater, darf dich nicht wundern; ich sehe Gustav vor meinen Augen, sehe, wie er seinem Onkel zuredet; ich höre, was er sagt und was Herr Denecker ihm antwortet, — ich sehe, wie der Onkel Gustav umarmt und sein Jawort gibt. . . Ja, Vater, ich darf hoffen; denn Herr Denecker liebte mich ebenfalls und war immer so freundlich gegen mich!“

„Du würdest also recht glücklich sein, Lenore, wenn Gustav dein Gatte würde?“ fragte Herr von Blierbefe lächelnd.

„Ihn nie verlassen!“ rief Lenore aus. „Ihn lieben, ihm das Leben schön und angenehm machen, sein Trost und seine Freude sein! Die Einsamkeit des Grinselhofs durch unsere Liebe beleben! . . . O, dann werden wir unser Zwei sein, um dir das Leben zu versüßen, Vater! Gustav wird besser als ich im Stande sein, die Traurigkeit zu verschleichen, welche dir zuweilen das Antlitz umdüstert. Ihr geht zusammen spazieren, plaudert mit einander, jagt gemeinschaftlich, — und so wirst du immer fröhlich sein; er wird dich lieben wie ein Sohn, dich verehren und dir die zärtlichsten Aufmerksamkeiten erweisen. Sein einziges Bestreben auf Erden wird sein, dich glücklich zu machen, weil er weiß, daß dein Glück auch das meine ist; und ich werde ihn belohnen für seine Ergebenheit und seinen Pfad dankbar mit den schönsten Blumen bestreuen. Ja, wir werden Alle mit einander in einem Paradiese der Freude und der Liebe leben!“

„Arme arglose Lenore!“ seufzte Herr von Blierbefe; „möchte der Herr dein schönes Gebet erhören! Aber es gibt Gesetze und Gewohnheiten in der Welt, die du nicht kennst. Die Frau muß dem Manne gehorsam sein und ihm folgen, wohin er will. Wenn Gustav dir und sich eine andere Wohnung wählte, so würdest du ihm unbe-

dingt gehorchen und dich über meine Abwesenheit nach und nach zu trösten suchen müssen. Eine solche Trennung würde mir unter anderen Umständen unendlich schmerzlich sein, aber da ich dich glücklich wüßte, würde die Einsamkeit mich nicht betrüben.“

Mit Erstaunen und Schrecken hatte Lenore ihren Vater angesehen, während er diese Worte sprach; nun er schwieg, ließ sie das Haupt langsam auf die Brust sinken und stille Thränen drangen aus ihren Augen. Herr von Blierbecke ergriff ihre Hand und sprach sanft:

„Ich wußte, Lenore, daß ich dich betrüben würde; allein du mußt dich an den Gedanken dieser Trennung gewöhnen.“

Lenore erhob das Haupt und antwortete bestimmt:

„Wie, Gustav könnte verlangen, daß ich dich verlasse! Du solltest allein auf dem Grinselhofe bleiben und deine Tage in trostloser Einsamkeit verbringen? — während ich mit meinem Gatten die große Welt aufsuchen und ihm vielleicht zu Festen und Vergnügungen folgen müßte? Ich würde keinen ruhigen Augenblick mehr haben; wo ich mich auch befände, die Stimme des Gewissens würde in meinem Herzen rufen: Undankbare, Gefühllose, dein Vater leidet!... Ja, ich liebe Gustav, er ist mir theurer als mein Leben und ich würde seine Hand wie eine Wohlthat Gottes annehmen; und dennoch, wenn er mir sagte: Verlasse deinen Vater! — wenn er mich wählen ließe zwischen sich und dir... ich würde ihn verstoßen!... Ich würde trauern, leiden, ja vielleicht sterben, — aber doch in deinen Armen, lieber Vater!“

Sie neigte einen Augenblick das Haupt wie überwältigt von den auf sie einströmenden traurigen Gedanken... Doch bald blickte sie wieder ihrem Vater muthig in die Augen und sprach:

„Du zweifelst an Gustav's Liebe zu dir? Du hältst ihn fähig, dir dein Leben zu verbittern? Mich von dir zu trennen? O lieber Vater, du kennst ihn nicht! Du

weiß nicht, wie er dich ehrt und liebt, welchen Schatz von Güte und Liebe er in seinem Herzen birgt . . .“

Herr von Blierbefe zog seine begeisterte Tochter an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Er wollte ihr erregtes Gemüth durch einige tröstende Worte beruhigen, — aber plötzlich riß Lenore sich aus seinen Armen und sprang lachend und bebend zugleich auf. Sie zeigte mit dem Finger nach dem Fenster und schien auf ein sich näherndes Geräusch zu horchen.

Das Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens auf dem Wege belehrten Herrn von Blierbefe, was seine Tochter so plötzlich aufgeregelt hatte. Auch auf seinem Antlitz erschien ein freudiger Ausdruck; er eilte hinunter und erreichte gerade in dem Augenblick die Hausthür, als Herr Denecker aus dem Wagen stieg.

Der Kaufmann schien sehr gut gelaunt und drückte dem Edelmann herzlich die Hand, während er ihm zurief: „Ah, Herr von Blierbefe, es freut mich, Sie wieder zu sehen. Wie geht's Ihnen? Mir scheint, mein Nefse hat die Zeit meiner Abwesenheit gut zu benutzen verstanden.“

Während er von dem Edelmann mit gewohnter Höflichkeit in ein Zimmer geführt wurde, klopfte er ihm vertraulich auf die Schulter und sprach lachend:

„Ha ha! Wir waren bereits gute Freunde; nun sollen wir auch noch Verwandte werden, — wenigstens hoffe ich es. Dieser Schelm von Nefse hat wirklich keinen schlechten Geschmack — und er könnte lange suchen, ehe er ein lebenswürdigeres und hübscheres Weibchen fände als Lenore. Ja, Herr von Blierbefe, es muß eine Hochzeit werden, von der man noch nach zwanzig Jahren reden soll.“

Inzwischen waren sie in ein Nebenzimmer getreten und hatten Platz genommen. Der Edelmann, obgleich sein Herz von freudiger Erregung klopfte, wagte fast nicht zu glauben, was des Kaufmanns Ton ihm zu sagen schien und sah ihn zweifelnd an. Dieser fuhr fort:

„Na, es scheint, Gustav steuert mit brennender Ungeduld auf sein Glück zu; auf den Knieen hat er mich, die Sache zu beschleunigen; ich habe wirklich Mitleid mit dem jungen Narren. Darum habe ich Haus und Handel noch einen Tag im Stich gelassen und komme zu Ihnen geeilt, um die Sache zu regeln. Wenigstens hat er mir gesagt, Sie hätten Ihre Einwilligung gegeben. Das ist schön von Ihnen gehandelt, Herr von Blierbecke. Ich habe auf meiner Reise ebenfalls an diese Heirath gedacht; denn ich hatte wohl bemerkt, daß die Pfeile der Liebe meinem Nefen vollständig das Herz durchbohrt haben; aber ich war nicht ohne Besorgniß hinsichtlich Ihrer Absichten; die Ungleichheit des Standes — veraltete Vorstellungen das! — hätte Sie vielleicht abhalten können . . .“

„Gustav hat Ihnen also gesagt, daß ich zu seiner Verbindung mit Lenore meine Zustimmung gebe?“ fragte der Edelmann.

„Er hat mich doch nicht getäuscht?“ versetzte Herr Denecker verwundert.

„Nein, aber hat er Ihnen nicht auch eine andere Mittheilung gemacht, die gerade für Sie von hoher Wichtigkeit sein dürfte?“

Der Kaufmann schüttelte lachend den Kopf und sprach in scherzendem Tone:

„Ha ha! Was Sie ihm da für dummes Zeug weißgemacht haben! Aber zwischen uns wird das bald aufgeklärt sein. Er hat mir da erzählt, der Grinselhof gehöre nicht Ihnen und Sie seien arm! Sie werden doch wol eine bessere Meinung von meinem Verstande haben, Herr von Blierbecke, als anzunehmen, ich würde ein solches Märchen glauben!“

Der Edelmann erbehte. Bei dem fröhlichen und vertraulichen Tone des Kaufmanns hatte er einen Augenblick geglaubt, er wisse Alles und billige nichts desto weniger den Wunsch seines Nefen; allein die letzten Worte hatten

ihn überzeugt, daß er seine traurigen Erklärungen wiederholen müsse. Mit kaltem Muthc bereitete er sich auf die neue Demüthigung vor und sprach:

„Herr Denecker, ich bitte Sie, an dem, was ich Ihnen sagen werde, nicht im Mindesten zu zweifeln. Ich will bereitwillig meine Lenore Ihrem Neffen zur Frau geben; aber ich erkläre es Ihnen hiermit: ich bin arm, bettelarm!“

„Ach gehen Sie doch!“ rief der Kaufmann. „Ich begreife recht gut, daß Sie zärtlich an Ihrem Gelde festhalten — man weiß das längst; aber in dem Augenblicke, wo Sie Ihr einziges Kind verheirathen, werden Sie doch Herz und Börse öffnen und das Ihrige dazu thun, damit Ihre Tochter geziemend ausgestattet werde. Man sagt bereits — verzeihen Sie es mir! — Sie seien ein Geizhals; was würde man erst sagen, wenn man wüßte, daß Sie Ihre einzige Tochter ohne einen guten Brautscatz aus dem väterlichen Hause ziehen lassen wollen!“

Der Edelmann saß wie auf Kohlen und kämpfte schmerzlich gegen die ungläubigen Scherze des Herrn Denecker, — Scherze, die ihm nicht gestatteten, diesem für ihn so demüthigenden Gespräch durch kurze bündige Erklärungen eine andere Wendung zu geben. Mit fast bittender Stimme rief er aus:

„Um Gottes willen, verschonen Sie mich mit diesen bittern Anspielungen! Ich erkläre Ihnen auf mein Wort als Edelmann: ich besitze gar nichts!“

„Nun,“ versetzte der Kaufmann mit boshaftem Lachen, „wir wollen die Sache in Zahlen auf den Tisch bringen und dann bald sehen, ob unsere Berechnung die Probe besteht. Sie glauben vielleicht, ich sei hierher gekommen, um große Opfer von Ihnen zu fordern? Nicht doch, Herr von Blierbefe! Gott sei Dank, ich brauche nicht so genau darauf zu sehen. Aber eine Heirath ist ein Geschäft, das Zwei mit einander machen, und es ist recht und billig,

daß Jeder sein Theil zu der gemeinschaftlichen Casse beiträgt, mögen die Einlagen auch noch so ungleich sein.“

„Gott, mein Gott!“ seufzte der Edelmann händeringend.

„Wohlan,“ fuhr der Kaufmann fort, „ich gebe meinem Neffen zur Ausstattung 100,000 Franken; und will er im Geschäft bleiben, so wird ihm mein Credit noch viel mehr werth sein. Ich verlange nicht — ja ich will nicht einmal, daß Sie Lenore zu ihrer Ausstattung eine gleiche Summe geben. Ihre hohe Geburt und vor Allem ihre vollendete Anmuth ersetzen vollkommen, was etwa an ihrem Brautchatz fehlt... Aber die Hälfte, 50,000 Franken? Die können Sie doch geben... oder ich müßte mich sehr geirrt haben... Was sagen Sie dazu? Schlagen Sie ein!“

Bleich und bebend saß der Edelmann wie vernichtet auf seinem Stuhle. Traurig und niedergeschlagen seufzte er:

„Herr Denecker, dies Gespräch tödtet mich. Hören Sie auf, mich zu peinigen. Ich wiederhole Ihnen: ich besitze nichts!... Und da Sie mich zum Reden zwingen, ehe ich Ihren Entschluß kenne, so wissen Sie, daß der Grinselhof und Alles, was dazu gehört, mit Hypotheken belastet ist, die seinen wahren Werth übersteigen. Es hat keinen Zweck, Ihnen die Entstehung dieser Schulden mitzutheilen; ich will Ihnen nur wiederholen, daß ich die Wahrheit sage, und bitte Sie, mir nun unumwunden erklären zu wollen, was Ihre Absicht ist hinsichtlich der Heirath Ihres Neffen.“

Auch diese mit fieberhaftem Nachdruck gegebene Erklärung überzeugte den Kaufmann noch nicht. Zwar war auf seinem Gesicht ein gewisses Erstaunen zu lesen, aber er sagte mit ungläubigem Lächeln:

„Verzeihen Sie, Herr von Blierbeke, es ist mir unmöglich, Ihnen zu glauben; ich dachte nicht, daß Sie so hartnäckig sein würden; aber es sei: Jeder hat seinen Fehler; der Eine ist zu geizig, der Andere zu verschwenderisch. Gleichviel, ich will schon etwas thun, um Gustav nicht

für lange Zeit unglücklich zu machen. Wohlau, geben Sie Ihrer Tochter 25,000 Franken, unter der Bedingung, daß die Höhe Ihrer Mitgift geheim bleibe, — denn lächerlich will ich mich auch nicht machen. 25,000 Franken! Sie werden nicht sagen, es sei zu viel, — eine solche Kleinigkeit reicht kaum hin, die Kosten ihrer Einrichtung zu bestreiten . . . Nun, seien Sie vernünftig . . . Hier ist meine Hand!“

Von einem fieberhaften Zittern erfaßt, sprang der Edelmann auf und drehte mit bebender Hand den Schlüssel in einem Wandschrank um, warf ein Packet Papiere auf den Tisch und sagte:

„Da lesen Sie, — überzeugen Sie sich!“

Eine Weile durchlief der Kaufmann die Papiere. Sein Gesicht veränderte sich nach und nach und von Zeit zu Zeit schüttelte er nachdenklich den Kopf. Inzwischen sprach der Edelmann ironisch:

„Ha, Sie wollten mir nicht glauben! Aber hätten Sie sich, auf Grund dieser Papiere allein Ihren Entschluß zu fassen. Sie müssen Alles wissen; ich will nicht wieder zurückkehren auf die Folterbank der Erniedrigung. Da ist noch ein Wechsel von viertausend Franken, den ich nicht bezahlen kann! Sie sehen, ich bin ärmer als arm; ich habe Schulden!“

„Es ist also wahr!“ sprach Herr Denecker voll Erstaunen. „Sie besitzen nichts! Ich ersehe aus diesen Papieren, daß Ihr Notar auch der meine ist. Ich habe mit ihm von Ihrem Vermögen gesprochen, — und er hat mich in meiner Weisheit oder vielmehr in meinem Irrthum gelassen!“

Als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, athmete der Edelmann jetzt wieder freier auf und sein Antlitz nahm einigermaßen wieder den ruhigen, würdigen Ausdruck an, der ihm eigen war. Er setzte sich und sprach mit erzwungener Kälte:

„Und da Sie nun nicht mehr an meiner Armutz zweifeln, frage ich Sie, Herr Denecker, was Ihr Entschluß ist?“

„Mein Entschluß?“ wiederholte der Kaufmann. „Mein Entschluß ist, daß wir gute Freunde bleiben wie bisher, — aber die Heirath . . . die fällt ins Wasser . . . davon kann natürlich keine Rede mehr sein . . . Ja, Herr von Blierbefe, wie hatten Sie denn gerechnet? Jetzt erst fange ich an klar zu sehen; Sie hofften ein gutes Geschäft zu machen und Ihre Waare so theuer wie möglich zu verkaufen . . .“

„Mein Herr!“ rief der Edelmann mit sprühenden Blicken. „Reden Sie mit Achtung von meiner Tochter! Arm oder reich, vergessen Sie nicht, wer sie ist!“

„Ereifern Sie sich nicht, Herr von Blierbefe,“ antwortete der Kaufmann; „ich will Sie nicht beleidigen. Das sei ferne von mir! Wäre Ihnen Ihr Plan geglückt, ich würde Sie vielleicht bewundert haben; aber da Sie im Punkte der Ehre so empfindlich sind, so erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie ehrlich handelten, indem Sie meinen Neffen gleichsam anlockten und diese unglückliche Liebe in seinem Herzen Wurzel fassen ließen?“

Herr von Blierbefe neigte das Haupt, um die Schamröthe zu verbergen, die ihm wie eine glühende Wolke Stirn und Wangen bedeckte. Er blieb in tödtlicher Aufregung sitzen, bis der Kaufmann seine Aufmerksamkeit auf sich zog durch das Wort:

„Nun?“

„Ach,“ seufzte Herr von Blierbefe, „haben Sie ein wenig Mitleid mit mir; vielleicht hat die Liebe zu meinem Kinde mich dazu verleitet . . . Gott hat meiner Lenore alle Gaben verliehen, welche ein Weib auf Erden schmücken können. Ich hoffte, ihre Schönheit, die Reinheit ihrer Seele, der Adel ihres Blutes wären Schätze, die wenigstens eben so kostbar seien als Geld . . .“

„Das heißt, vielleicht für einen Edelmann, für einen Kaufmann jedoch nicht,“ versetzte Herr Denecker.

„Werfen Sie mir nicht vor, ich hätte Ihren Neffen angelockt. Dies Wort verletzt mich tief und ist ungerecht. Als ich in Gustav und Lenore eine gegenseitige Neigung entstehen sah, habe ich in der That dies Gefühl nicht unterdrückt. Im Gegentheil habe ich täglich Gott in meinen Gebeten gedankt, daß er uns auf unsern Weg einen Retter für mein Kind geführt habe. Ja einen Retter; denn Gustav ist ein braver junger Mann, der sie glücklich gemacht hätte; nicht durch Geld, sondern durch den Adel seines Charakters, durch die Aufrichtigkeit und Milde seiner Gesinnungen. . . Ist es denn ein so großes Verbrechen, daß ein Vater, den unvermeidliche Unglücksfälle arm gemacht, sich der Hoffnung hingebet, sein Kind möchte doch nicht dem Elend verfallen?“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Kaufmann; „aber Alles hängt vom Erfolge ab; und in dieser Beziehung haben Sie eine schlechte Wahl getroffen, Herr von Blierbeke; ich bin ein Mann, der die Waare zweimal untersucht, ehe er den Handel abschließt, und es ist sehr schwer, mir Äpfel für Citronen zu verkaufen.“

Es schien, daß diese kaufmännischen Redensarten dem Edelmann entsetzlich peinlich waren und ihn grausam auf die Folter spannten; denn er sprang plötzlich auf und sprach mit wachsendem Zorne:

„Sie haben also kein Erbarmen mit meinem Unglück? Sie wollen sagen, ich hätte Sie betrügen wollen? Aber haben Sie denn meine Armuth entdeckt? Haben Sie nach meinen freiwillig gegebenen Erklärungen nicht die Freiheit, zu thun was Ihnen gut dünkt? Und glauben Sie denn, weil ich demüthig Ihre Vorwürfe anhöre und sogar meinen Irrthum, meine Schuld eingestehe, — daß darum jedes Gefühl der Würde in meiner Brust erstorben sei? Sie sprechen von Waaren, als ob es sich hier um einen Kauf

handelte! In dieser Weise reden Sie von meiner Tochter?! . . . Dazu, mein Herr, reichen all Ihre Schätze nicht hin! Und ist in Ihren Augen die Liebe nicht mächtig genug, die Ungleichheit des Vermögens verschwinden zu lassen, so sollen Sie wissen, daß ich von Blierbeke heiße und daß dieser Name selbst in der Armuth weit mehr wiegt als all Ihr Geld!“

Während dieses Ausfalles war eine heftige Entrüstung auf dem Gesicht des Edelmannes zu lesen; seine Augen schossen Blitze auf den Kaufmann, der, durch die heftigen Worte und Geberden des Edelmannes erschreckt, zurückgewichen war und ihn erstaunt ansah.

„Ach Gott,“ versetzte er, „warum sollen wir so viele Worte machen! Jeder bleibt was er ist und behält was er hat, — und damit ist die Sache abgemacht. Ich habe nur noch eine Bitte an Sie, — nämlich daß Sie meinen Neffen nicht mehr empfangen . . . sonst . . .“

„Sonst?“ rief der Edelmann zornig. „Sie wollen mir drohen, — mir?!“

Aber er bezwang sich und fuhr mit scheinbarer Ruhe fort: „Genug von der Sache! . . . Soll ich Ihren Wagen vorfahren lassen?“

„Wie es Ihnen beliebt,“ antwortete der Kaufmann. „Wir können kein Geschäft mit einander machen, — aber brauchen wir denn darum Feinde zu werden?“

„Genug, mein Herr! Dies Gespräch beleidigt mich . . . es muß ein Ende haben!“

Mit diesen Worten begleitete er den Kaufmann bis an die Thür und nahm mit einer kurzen Verbeugung Abschied von ihm.

Herr von Blierbeke lehrte in sein Zimmer zurück, sank auf einen Stuhl und stützte das Haupt mit beiden Händen, während dumpfes Seufzen seiner wogenden Brust entstieg.

Ein Weile blieb er so stumm und regungslos sitzen;

aber bald fielen ihm die Hände wie leblos auf die Kniee. Sein Gesicht bedeckte Todtenblässe; sein Geist schien in den Abgrund der schmerzlichsten Gedanken versunken; allein keine Zuckung, keine einzige Miene verrieth die qualvollen Leiden seiner Seele.

Plötzlich hörte er in dem Zimmer über sich Schritte. Er erwachte aus seiner Bewußtlosigkeit, und zitternd vor Angst und Schrecken rief er aus:

„O Gott, meine arme Tochter! Sie kommt! Ich habe noch nicht genug gelitten; auch meiner Tochter muß ich das Herz brechen, ihr mit kalter Grausamkeit alle Hoffnungen rauben, ihre süßesten Träume vernichten, sie unter meinen Augen vor Schmerz vergehen sehen! O könnte ich doch diese entsetzliche Mittheilung vermeiden! Was sagen? Wie es ihr erklären?“

Ein bitteres Lächeln verzerrte seine Lippen; in traurigem Tone fuhr er fort:

„Ha, verbirg deine eigene Leiden! Fasse wieder Muth! Wird auch dein Herz zerrissen, nagt auch die Verzweiflung an dir — o lächle, lächle! . . . Gewiß, das Leben ist für dich ja doch nichts als Schande! Was kannst du elender Mensch anderes thun, als dich hücken, nachgeben und wie ein ohnmächtiger Sklave das Joch auf dich nehmen! Fort mit dem Widerstand! . . . Still, still, da ist dein Kind!“

In der That öffnete Lenore die Thür und trat mit einem fragenden und doch hoffnungsvollen Blicke auf ihren Vater zu.

Welche Gewalt Herr von Blierbeke sich auch anthat, um seinen Schmerz zu verbergen, diesmal glückte es ihm nicht. Lenore las bald auf seinen Zügen, was in ihm vorging. Da er stumm blieb, begann sie zu zittern und fragte mit heftiger Ungeduld:

„Nun, nun, Vater?“

„Ach, mein Kind,“ seufzte der Edelmann, „wir sind nicht glücklich. Gott sucht uns mit grausamen Schlägen

heim; wir müssen uns vor seinem allmächtigen Willen beugen!“

„Was, was willst du damit sagen? Was muß ich fürchten?“ rief Lenore außer sich. „Sprich, Vater, hat er sich geweigert?“

„Er hat sich geweigert, Lenore.“

„Nein, nein!“ schrie das Mädchen, „das ist nicht möglich!“

„Er hat sich geweigert, weil er Millionen besitzt und wir gegen ihn nur arme Leute sind.“

„Ist es wirklich wahr! Gustav ist für mich verloren? Hoffnungslos verloren?“

„Hoffnungslos!“ wiederholte der Vater dumpf.

Ein scharfer Schrei entfuhr den Lippen des Mädchens. Sie eilte nach dem Tische und ließ bitter weinend das Haupt darauf fallen. Hestig schluchzte sie und murmelte nur von Zeit zu Zeit im Tone der äußersten Verzweiflung den Namen ihres Geliebten.

Der Edelmann stand auf und betrachtete einige Augenblicke sein unglückliches Kind. Eine unaussprechliche Traurigkeit war auf seinem Gesicht zu lesen; seine sonst so feurigen Augen waren matt und trübe und seine Hände krampfhaft geballt. Endlich näherte er sich seiner Tochter, faltete die Hände und sprach flehend:

„Lenore, habe Mitleid mit mir! O mäßige um meinetwillen deinen Schmerz! . . . In dieser verhängnißvollen Unterredung mit Herrn Denecker habe ich alle Qualen gelitten, die das Herz eines Edelmannes, eines Vaters soltern können. In vollen Zügen habe ich den bitteren Kelch der Erniedrigung und Schande bis auf den Grund geleert . . . Aber das Alles ist nichts gegen den Anblick deines Schmerzes. O ich bitte dich, fasse dich, zeige mir dein Antlitz, laß mich Trost bei dir finden! O Lenore, mein Kopf verwirrt sich, ich fühle es, ich sterbe vor Verzweiflung!“

Mit diesen Worten sank er, ganz gebrochen durch seinen Schmerz, auf einen Stuhl. Die Tochter näherte sich dem Vater, legte ihr Haupt auf seine Schulter und sagte unter schmerzlichem Schluchzen:

„Ihn nie wiedersehen! Seine Liebe, all das Glück verlieren, von dem ich so lange geträumt! Ach, ach, er wird sterben vor Gram . . .“

„Lenore, Lenore!“ sagte der Edelmann flehend.

„O lieber Vater!“ rief das Mädchen, „Gustav auf ewig verlieren! Dieser entsetzliche Gedanke vernichtet mich; doch so lange ich dich habe, werde ich Gott preisen und danken . . . Aber jetzt, jetzt muß ich weinen . . . ach, laß mich weinen!“

Herr von Blierbecke drückte sein Kind an sich, ehrte seinen Schmerz und bewahrte Schweigen.

Grabesstille umgab Vater und Tochter. Lange blieben sie so umschlungen sitzen, bis das Uebermaß des Schmerzes ihre Arme löste und die Ermattung ihre Herzen gegenseitigem Troste zugänglich machte.

Sechstes Kapitel.

Vier Tage waren verflossen, seit Herr Denecker seine Einwilligung zu der Heirath verweigert hatte, als eine halbe Stunde von dem Grinselhof eine Miethkutsche durch die Haide fuhr. Auf einem einsamen Sandwege machte sie Halt.

Ein junger Mann sprang heraus und zeigte dem Kutscher in der Ferne eine Schenke. Die Pferde wurden umgelenkt und die Kutsche kehrte zurück, während der junge Mann mit eiligen Schritten die entgegengesetzte Richtung einschlug. Er schien in heftiger Unruhe zu sein und erbebte zuweilen, als ob seine eigenen Gedanken ihn erschreckten.

Sobald der Grinselhof zwischen den Bäumen vor ihm

sichtbar wurde, schritt er vorsichtig längs der Hecke hin oder von der einen Seite des Weges auf die andere, indem er immer diejenigen Stellen suchte, wo das dichteste Laubwerk ihn verbergen konnte. Vor der Allee des Hofes angekommen, entfuhr ihm ein leiser Freudenschrei: das Thor stand offen!

Vorsichtig glitt er durch das Gesträuch bis zu der Brücke und ging dann auf den Zehen an dem Pachtthofe vorbei bis zu den hohen Bäumen, die wie eine Mauer den Grinselhof umgaben.

Raum hatte er auf den Gartenwegen einige Schritte gethan, als er zitternd stehen blieb.

Unter dem Katalpastrauche saß Lenore, das Haupt auf den Rand des Tisches gestützt. Hestig wogte ihre Brust und von ihren Fingern, die sie vor die Augen hielt, rollten Thränen, glänzend wie Perlen, in den Sand.

Mit leichtem Tritte näherte sich der junge Mann. Doch wie geräuschlos seine Bewegungen auch waren, das Mädchen erhob den Kopf und sprang zitternd empor, während das Wort Gustav wie ein Angstschrei ihren Lippen entfuhr und in dem Gebüsch wiedertönte. Sie wollte fliehen; aber bevor sie einen Schritt thun konnte, lag der junge Mann vor ihr auf den Knien und sagte, ihre Hände krampfhaft festhaltend, mit fieberhafter Aufregung:

„Lenore, Lenore! Höre mich an! Wenn du fliehst, wenn du mir den Trost verweigerst, dir in einem letzten Lebenswohl zu sagen was ich leide und hoffe, so sterbe ich zu deinen Füßen oder ich gehe gebrochenen Herzens fort und sterbe fern von meinem Vaterlande, fern von dir, meine Schwester, meine Geliebte, meine Braut! O Lenore, bei unserer Liebe beschwöre ich dich: verstoße mich nicht!“

Obgleich Lenore an allen Gliedern zitterte, so nahm doch ihr Antlitz einen Ausdruck der Würde und des Stolzes an. Sie antwortete kalt und gemessen:

„Ihre Kühnheit, mein Herr, setzt mich in Erstaunen!

Es bedurfte sicherlich eines grausamen Muthes, nach der Beleidigung, die man meinem Vater angethan, wieder auf dem Grinselhof zu erscheinen. Jetzt liegt er krank zu Bett; sein Geist ist dieser Beschimpfung erlegen und das Fieber hat ihn ergriffen. Ist das der Dank für meine Liebe zu Ihnen?"

„Mein Gott, mein Gott! Mich klagst du an, Lenore? Was habe ich denn verbrochen?“ rief der junge Mann verzweiflungsvoll.

„Zwischen uns gibt es keine Gemeinschaft mehr,“ fuhr das Mädchen fort. „Sind wir auch nicht so reich wie Sie, das Blut, welches in unsern Adern fließt, gestattet keine Beschimpfung! Stehen Sie auf und entfernen Sie sich: ich will Sie nicht mehr sehen!“

„Gnade! Barmherzigkeit!“ flehte Gustav, mit bittenden Augen die Hände zu ihr emporhebend. „Ich bin unschuldig, Lenore!“

Das Mädchen verbarg die Thränen, die ihr in die Augen drangen, und wandte sich ab, um sich zu entfernen.

„O wie grausam!“ rief der junge Mann voll Verzweiflung. „Du verlässest mich für immer, ohne ein Lebewohl, ohne ein Wort des Trostes? Du bleibst taub gegen meine Bitten, gefühllos gegen meinen Schmerz? Es sei!... Ich werde mein Loos auf mich nehmen; du hast es gewollt!“

Er sprang auf und legte den Kopf auf den Tisch, während er unter bitteren Thränen ausrief:

„Lenore, theure Freundin, verurtheile mich nicht zum Tode! Ich verzeihe dir; sei glücklich auf Erden ohne mich! Lebe wohl, lebe wohl für immer!“

Bei diesen Worten verließen ihn seine Kräfte; er sank auf den Stuhl, seine Arme fielen schlaff auf den Tisch.

Lenore hatte zwei oder drei Schritte gethan, um sich zu entfernen; aber die traurigen Klagen ihres Freundes hatten sie zurückgehalten. Auf ihrem Antlitz war ein heftiger Kampf zu lesen zwischen Pflicht und Liebe. Endlich

schien ihr Herz in diesem Streite zu erliegen, reichliche Thränen stürzten wieder aus ihren Augen. Langsam näherte sie sich dem jungen Manne, ergriff eine seiner Hände und sprach sanft:

„Gustav, armer Freund, wir sind unglücklich, nicht wahr?“

Bei der Berührung ihrer Hand, bei dem süßen Tone ihrer Stimme erwachte der junge Mann; mit seligem Lächeln schaute er dem Mädchen in die Augen und sprach, halb wirr vor Freude:

„Lenore, theuerste Lenore, du fliehst nicht! Du hast also Mitleid mit meinem Schmerz? O du hassst mich also nicht!“

„Vermag eine Liebe wie die unsere an einem Tage zu ersterben, Gustav?“ fragte das Mädchen seufzend.

„O nein, nein!“ rief der Jüngling leidenschaftlich aus, „sie ist ewig! Nicht wahr, Lenore, ewig? Allmächtig gegen das Unglück, unvergänglich, so lange noch das Herz in der Brust schlägt.“

Sie neigte das Haupt und senkte die Augen, dann antwortete sie in feierlichem Tone:

„Glauben Sie nicht, Gustav, daß unsere Trennung mich weniger schmerze als Sie. Wenn die Gewißheit meiner Liebe Sie abwesend zu trösten vermag, so seien Sie stark und muthig. Ich werde Ihr Andenken in meinem trauernden Herzen bewahren, Ihnen im Geiste folgen und Sie lieben, bis das Grab den Abgrund ausfüllt, der uns jetzt trennt. Erst da oben bei Gott finden wir uns wieder, — auf Erden nicht!“

„O du täuschest dich, Lenore!“ rief Gustav fast glücklich aus. „Noch ist Hoffnung! Mein Oheim ist nicht unbittlich; aus Mitleid mit meinem Schmerz wird er nachgeben!“

„Das mag sein; aber das Ehrgefühl meines Vaters ist unbeugsam,“ antwortete das Mädchen traurig und stolz

zugleich. „Sie müssen gehen, Gustav; schon zu lange habe ich den Befehl meines Vaters vergessen und nicht berücksichtigt, was ich meiner Ehre schuldig bin, indem ich mit einem Manne allein geblieben, der nicht mein Gatte werden kann! Verlassen Sie mich. Ueberraschte uns Jemand, mein unglücklicher Vater würde vor Kummer und Scham sterben.“

„Noch einen einzigen Augenblick, liebe gute Lenore! Höre was ich dir sage . . . Mein Oheim hat mir deine Hand verweigert. Weder Thränen noch Bitten konnten ihn von seinem Entschlusse abbringen; ich war vor Verzweiflung außer mir. Ich habe mich gegen ihn empört, ihm gedroht und ihm Dinge gesagt, daß ich mich vor mir selbst entsetzte, als die fieberhafte Aufregung mich wieder verlassen hatte. Auf den Knien bat ich ihn um Verzeihung; mein Oheim ist von Herzen gut; er hat mir vergeben unter der Bedingung, daß ich sofort, ohne Widerstreben mit ihm eine bereits seit lange geplante Reise nach Italien antrete. Er hofft, ich werde dich vergessen! Ich dich vergessen, Lenore! Aber ich habe mit geheimer Freude in diese Reise eingewilligt. Monate lang werde ich allein mit meinem Oheim sein, ihn mit Liebe überhäufen, ihn durch unbegrenzte Hingebung erweichen, ihn unaufhörlich um seine Zustimmung bitten, ihn überwinden und triumphirend zurückkehren, Lenore, um dir mit meiner Hand mein Leben anzubieten, dein Haupt mit dem heitern Brautkranz zu schmücken und dich vor Gottes Altar zu meiner Lebensgefährtin empfangen!“

Ein mildes Lächeln erheiterte das Antlitz des Mädchens; ihre Augen glänzten vor Entzücken bei dem bezaubernden Bilde eines noch möglichen Glückes, — doch bald kehrte die Wirklichkeit zurück und traurig antwortete sie:

„Armer Freund, es ist grausam, Ihrem Herzen auch diese letzte Hoffnung zu rauben. Ihr Oheim mag vielleicht seine Zustimmung geben, — aber mein Vater?“

„Dein Vater, Lenore? Er wird Alles vergeben und mich wie einen wiedergefundenen Sohn mit offenen Armen empfangen . . .“

„Nein, nein, glauben Sie das nicht, Gustav! Man hat ihn in seiner Ehre verletzt; als Christ wird er vergeben, als Edelmann wird er die Beschimpfung nie vergessen!“

„O Lenore, du thust deinem Vater Unrecht. Wenn ich mit der vollen Zustimmung meines Oheims zurücklehre und zu ihm sage: Hier bin ich; ich werde Ihr Kind glücklich machen; geben Sie mir Lenore zur Gattin; ich werde ihr Leben mit all der Freude verschönern, welche die Liebe eines Mannes jemals einer Frau gewährt hat; ihr Loos auf Erden soll beneidenswerth sein! — wenn ich das zu ihm sage, was meinst du, was er mir dann antworten wird?“

Mit niedergeschlagenen Augen antwortete Lenore:

„Sie kennen seine unendliche Güte, Gustav. Mein Glück ist der einzige Wunsch seines Herzens, — er würde Sie segnen und Gott danken.“

„Nicht wahr, Lenore, er würde einwilligen? Du siehst es also, noch ist nicht Alles verloren. Noch erhellet ein lichter Strahl unsere Zukunft. Ueberlaß auch dich dieser süßen Hoffnung, meine Geliebte. Ach nein, sei nicht betrübt; laß mich auf diese traurige Reise die Versicherung mitnehmen, daß du im Vertrauen auf Gottes Güte mich erwartest. Gedenke meiner in deinen Gebeten, sprich zuweilen meinen Namen aus auf diesen schattigen Pfaden, wo die ersten Liebesworte so süß unsere Herzen bewegten, wo ich während zweier Monate in deiner Nähe eine ganze Ewigkeit von Seligkeit genossen; lächle mir zu in deiner Einsamkeit: mein Herz wird deinen fernen Gruß vernehmen; die Erinnerung an dich wird meine einzige Freude sein und mir den Muth verleihen, die Trennung von dir zu ertragen . . .“

Lenore weinte still; die süßen, rührenden Worte ihres Geliebten hatten ihren Stolz vollständig besiegt; ihr Herz hatte nur noch Raum für Liebe und Traurigkeit. Gustav merkte es und sagte:

„Ich gehe, Lenore. Gekräftigt durch frohe Hoffnung und deine Liebe verlasse ich das Vaterland und meine geliebte Freundin. Mag jetzt kommen was da will, muthig werde ich Allem die Stirn bieten. Lenore, du wirst an mich denken? — alle Tage, nicht wahr?“

„O Gott, ich habe meinem Vater gelobt, Sie zu vergessen!“ murmelte das Mädchen fast erschreckt.

„Mich vergessen? Du wolltest dir Gewalt anthun, um mich zu vergessen!“

„Nein, Gustav, nein!“ antwortete sie sanft. „Zum ersten Male werde ich meinem Vater ungehorsam sein; ich fühle, daß es mir nicht möglich sein wird, mein Versprechen zu halten . . . es war eine Lüge . . . wie könnte ich Sie vergessen! . . . Ich werde Sie lieben, so lange ich lebe: das ist mein Loos auf Erden!“

„O habe Dank, Lenore, habe Dank!“ rief Gustav außer sich vor Freude. „Deine Worte verleihen mir die Kraft, alle Hindernisse zu besiegen. Gott sei mit dir, meine Geliebte; dein Bild wird mich begleiten wie ein Schutzengel; immer wird es vor meinen Augen sein; in Freud' und Leid, Tag und Nacht, immer, immer werde ich dich sehen, Lenore! Der Abschied bricht mir das Herz; aber die Pflicht gebietet, ich muß gehen. Lebe wohl, lebe wohl!“

Fieberhaft drückte er ihre beiden Hände und verschwand dann zwischen dem Laubwerk.

„Lebe wohl, Gustav, lebe wohl!“ rief Lenore fast bewußtlos.

Und wie vernichtet suchte sie mit zitternder Hand nach einem Stuhle, sank kraftlos nieder, legte das Haupt auf den Tisch und überließ sich ihrem großen Schmerze, während heiße Thränen ihr über die Hände flossen.

Siebentes Kapitel.

Lenore hatte ihren Vater von Gustav's letztem Besuch unterrichtet und sich bemüht, sein Herz ihrer süßen Hoffnung auf eine bessere Zukunft zugänglich zu machen. Allein Herr von Blierbeke hatte ihre Erzählung gefühllos und mit bitterem Lächeln angehört, ohne ihr eine einzige bestimmte Antwort zu geben.

Seit diesem Tage war der Grinselhof noch einsamer und trübseliger geworden als zuvor. Der Edelmann, sichtlich von einem geheimen Leiden gequält, saß fast immer mit dem Kopf in der Hand und den Blick nachdenkend zu Boden gerichtet. Ohne Zweifel erschien vor seinen Augen der verhängnißvolle Verfalltag des Schuldbriefes, ein Tag, der drohend und unabwendbar herannahte, um den unglücklichen Vater mit seinem Kinde für immer ins Elend zu stoßen.

Lenore verbarg ihren eigenen Schmerz, um durch ihre Traurigkeit den unerklärlichen Gram ihres Vaters nicht zu vergrößern. Obgleich auch ihr Herz voll trüber Gedanken war, heuchelte sie doch Heiterkeit und Unbesorgtheit. Alles, was ihr liebendes Herz ihr eingab, that oder sagte sie, um den Vater seinem trüben Sinnen zu entreißen. Allein alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos; wol belohnte er sie mit einem Lächeln, mit einer zärtlichen Liebkosung; aber das Lächeln war traurig, die Liebkosung gezwungen.

Frage Lenore zuweilen mit thränenden Augen den Vater nach der Ursache seiner Traurigkeit, so wußte er immer jede Erklärung darüber zu vermeiden. Ganze Tage irrte er einsam und in finsternes Grübeln verloren auf den dunkelsten Wegen des Gartens umher und schien sogar der Tochter Gegenwart zu fliehen. Sah Lenore ihn von fern, so bemeykte sie zu ihrem Erstaunen in seinem Blicke einen wilden und zornigen, ja sogar verzweifelten Ausdruck,

während seine Hände sich heftig und convulsivisch bewegten. Näherte sie sich ihm, um seinen Gram durch Zeichen zärtlichster Liebe zu mildern, so antwortete er kaum auf ihre liebevollen Fragen und verließ sie, um im Hause einen einsamen Winkel aufzusuchen.

Ein ganzer Monat schwand in dieser Weise hin, — ein Monat voll finsterner Traurigkeit und stiller Leiden.

Lenore bemerkte mit Verzweiflung, wie rasch ihres Vaters Antlitz abmagerte und an Blässe zunahm, und wie seine Augen ihren Glanz verloren, als ob eine verzehrende Krankheit seine Gesundheit und sein Leben unterwühlte.

Um diese Zeit überzeugte sie eine Veränderung im Benehmen ihres Vaters, daß ein trauriges, vielleicht gar ein schreckliches Geheimniß auf seiner Seele lastete.

Seit acht Tagen hatte in seinen Augen wieder ein helles Feuer gezündet; beständig schien er jetzt von einem heftigen Fieber erfaßt; seine Worte, seine Geberden, seine Handlungen, Alles an ihm zeugte von Ungeduld und tiefer Erregtheit. Zudem fuhr er fast jede Woche zwei- oder dreimal nach der Stadt, ohne im Mindesten anzudeuten, was er dort zu thun hatte. Erst spät am Abend kehrte er dann wieder nach dem Grinselhof zurück und setzte sich schweigend zu Tische, bis er Lenore aufforderte, sich in ihr Zimmer zu begeben und er selbst mit einer Lampe sein Schlafgemach aufsuchte. Aber daß er keine Ruhe fand, wußte seine trostlose Tochter nur zu gut; denn da die Angst sie nicht schlafen ließ, hörte sie nicht selten in den langen Nachtstunden den Boden unter den Füßen ihres Vaters knarren, — und dann erbehte sie vor Gram und Schrecken.

Lenore war von Natur sehr muthig und verdankte ihrer ungewöhnlichen Erziehung eine fast männliche Geisteskraft. Nach und nach reifte in ihrem Herzen der Entschluß, den Vater zu zwingen, ihr sein Geheimniß zu entdecken. Wie sehr die Ehrerbietung, die sie für ihn hegte, ihr auch von

diesem Schritte abrieth, ihre beunruhigte Liebe zu ihm verlieh ihr täglich mehr Muth und Kühnheit. Oft schon hatte sie den Vater aufgesucht, in der Absicht, ihren Entschluß auszuführen, doch sein durchdringender Blick und der Ausdruck seines Gesichts hatten sie stets zurückgehalten. Sie sah, daß der Vater ihre Absicht errathen hatte und, ihre Fragen besfürchtend, ihre Gegenwart zu meiden schien . . .

Eines Tages war Herr von Blierbeke wieder früh Morgens nach der Stadt gefahren.

Die Mittagsstunde war schon vorüber. Langsam und in trübe Träumerei verloren irrte Lenore durch die grabesfüllen Gemächer des alten Castells. Von Zeit zu Zeit entschlüpfen ihr halbe Worte, oder sie blieb plötzlich stehen, streckte die Hand aus oder wischte eine Thräne fort . . . Zerstreut und ohne zu wissen was sie that, öffnete sie das Schubfach des Tisches, auf dem ihr Vater zu schreiben pflegte. Vielleicht drängte sie der Wunsch, des Vaters Geheimniß zu ergründen, unbewußt zu dieser That . . . kurz sie fand in dem Schubfache ein einziges entfaltetes Papier.

Raum hatte sie den Blick darauf gerichtet, als eine plötzliche Blässe ihre Wangen entfärbte, und bebend sah sie nach, was der Inhalt des Schriftstückes war.

Dann machte sie die Lade erschreckt wieder zu und verließ das Zimmer gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes, in bitteres Nachdenken versunken.

In das Vorzimmer gekommen, setzte sie sich, blieb noch eine Weile, die Augen gesenkt, stumm und regungslos und murmelte dann:

„Den Grinselhof verkaufen! Warum? Herr Denecker hat meinen Vater beleidigt, weil wir nicht reich genug waren? Was für ein Geheimniß ist das? Sollten wir wirklich arm sein? . . . Welch ein Licht geht mir da auf! Mein Gott, das also ist die Lösung des Räthsels! Das die Ursache von meines Vaters Leiden! . . .“

Sie versank wieder in finsternes Grübeln. Aber nach

und nach erheiterten sich ihre Züge, ihre Lippen bewegten sich rasch und in ihren Augen funkelte das Feuer des Muthes und der Entschlossenheit.

Während sie sich so gegen das Schicksal zu stählen suchte und sich darauf vorbereitete, muthig mit dem Unglück und der Demüthigung zu kämpfen, sah sie plötzlich die alte Kalesche auf den Grinselhof fahren. Bereits von der Thür aus bemerkte sie, daß ihr Vater wie bewußtlos, mit auf die Brust gesenktem Haupte, in dem Wagen saß — und als beim Aussteigen ihre Augen auf sein Antlitz fielen, machte die Todtenblässe, die es bedeckte, sie erbeben.

Tief erschüttert, hatte sie nicht die Kraft, ein Wort an ihn zu richten, und stumm ließ sie ihn ins Haus gehen, — ohne Zweifel, um sich wieder in dem abgelegensten Zimmer zu verbergen.

Aber kaum hatte sie einen Augenblick an der Thür gestanden, als tiefe Röthe ihr Stirn und Wangen färbte, während die Flamme eines festen Entschlusses in ihren noch von Thränen schimmernden schwarzen Augen glänzte. Sie eilte ins Haus, indem sie mit fieberhaftem Nachdruck zu sich selbst sagte:

„Soll ein Gefühl der Ehrerbietung mich noch länger abhalten? Soll ich meinen Vater sterben lassen? Nein, nein! Ich will Alles wissen, den grausamen Wurm, der an ihm nagt, aus seinem Herzen reißen, ihn retten durch meine Liebe!“

Damit eilte sie, ohne sich umzublicken, durch zwei oder drei Zimmer, indem sie, ohne sich erst anzumelden, heftig die Thüren öffnete. In dem letzten Gemach saß ihr Vater, die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt und den Kopf in den Händen: seinen Augen entströmten stille Thränen.

Lenore eilte schluchzend auf ihn zu, fiel vor ihm nieder und rief, während sie die Hände bittend zu ihm emporhob:

„Habe Mitleid mit mir, lieber Vater! Auf den Knien bitte ich dich, theile deinen Kummer mit mir, sage mir,

was dir auf der Seele lastet! Ich muß wissen, warum mein Vater in der Einsamkeit weint.“

„Lenore, du mein Alles, was mir auf Erden geblieben!“ seufzte der Edelmann mit trübem Lächeln, indem er sie vom Boden aufrichtete. „Ich habe dir bitteres Leid verursacht, nicht wahr? O komm, komm, suche eine Zufluchtsstätte an meiner Brust: ein schrecklicher Schlag wird uns treffen, mein armes Kind!“

Das Mädchen schien auf diese Klagen nicht zu achten; sie entwand sich der väterlichen Umarmung und antwortete im Tone fester Entschlossenheit:

„Lieber Vater, ich bin in der unabänderlichen Absicht gekommen, von dir zu erfahren, was dich quält; nicht eher werde ich von dir fortgehen, als ich weiß, welches feindliche Gefühl oder welches Unglück mich schon so lange deiner Liebe beraubt. Wie unendlich meine Verehrung gegen dich auch ist, die Pflicht spricht noch lauter. Ich will, ich muß das Geheimniß deiner Leiden erfahren!“

„Du der Liebe deines Vaters beraubt!“ sagte der Edelmann. „Das Geheimniß meiner Leiden ist ja gerade meine Liebe zu dir, mein theures Kind! Zehn Jahre hindurch habe ich aus dem bittersten Kelch getrunken und Tag für Tag Gott gebeten, dich hier auf Erden doch glücklich zu machen. Ach, er hat mein Gebet stets verworfen!“

„Ich soll also unglücklich werden?“ fragte Lenore ohne die mindeste Aufregung.

„Unglücklich durch Armuth. Das Unglück, welches uns trifft, beraubt uns all unsrer Güter: Wir werden unsern Grinselhof verlassen müssen!“

Diese letzteren Worte, die ihre Befürchtung vollständig bestätigten, schienen das Mädchen einen Augenblick bestürzt zu machen; allein sie faßte sich rasch wieder und sprach mit wachsendem Muthe:

„Und ist dieses Unglück die Ursache, daß du langsam hinsterbst? Ich kenne deine unbefiegbare Seelenkraft, Vater.

Nein, weil deine Lenore deine Armuth theilen muß, — darum leidet dein Herz! Sei gesegnet für deine innige Liebe! Aber sage mir, wenn man mir alle Schätze der Erde böte unter der Bedingung, daß ich darein willigte, dich einen einzigen Tag leiden zu sehen — was, glaubst du, würde ich dann antworten?“

Stumm und überrascht betrachtete der Edelmann seine erregte Tochter, in deren Augen ein heldenmüthiges Feuer glühte. Ein sanfter Händedruck war seine einzige Antwort.

„Ach,“ fuhr sie fort, „ich würde alle Schätze verschmähen und ohne Bedauern die Armuth annehmen . . . Und du, Vater, wenn man dir die Wahl ließe, alles Gold Amerika's zu besitzen oder deine Lenore zu verlieren — wofür würdest du dich entscheiden?“

„Mein Gott!“ rief der Vater erregt, „wer gibt denn sein Leben für Gold hin?“

„Also,“ fuhr das Mädchen fort, „hat uns der liebe Gott nicht Beide im Besitze dessen gelassen, was uns auf Erden am theuersten ist? Warum klagen, wenn wir ihm für seine Barmherzigkeit zu danken haben! Fasse wieder Muth, Vater! Welches Loos uns auch erwartet, ja müßten wir auch eine Hütte bewohnen, — so lange wir bei einander sind, wird nichts uns niederbeugen können!“

Ein eigenthümliches Lächeln des Erstaunens und der Bewunderung erheiterte das Antlitz des Edelmannes. Er schien verblüfft, als ob etwas Unbegreifliches geschehen wäre. Er faltete die Hände und rief aus:

„Lenore, Lenore, bist du ein überirdisches Wesen, ein Engel? Mein Kopf verwirrt sich; ich begreife deine Seelengröße nicht!“

Das Mädchen sah mit unaussprechlicher Freude, daß sie gesiegt hatte, denn in des Vaters Augen glänzte wieder das Feuer des Muthes; sein edles Haupt richtete sich langsam empor, als schwellte ein Gefühl der Würde seine Brust. Einen Augenblick betrachtete Lenore mit einem himmlischen

Lächeln die Wirkung ihrer Worte und rief dann in begeisterten Tone:

„Auf, auf, Vater, in meine Arme! Keine Traurigkeit mehr! So vereinigt wie wir es sind, ist das Schicksal ohnmächtig gegen uns!“

Vater und Tochter sanken sich in die Arme und blieben eine Weile in tiefer Seligkeit versunken. Nach dieser innigen, dieser heiligen Umarmung setzten sie sich Hand in Hand neben einander und auf Beider Antlitz strahlte ein unaussprechliches Lächeln des Glückes, als ob sie die ganze Welt vergessen hätten.

Der Edelmann war noch erregter als seine Tochter; mit Thränen in den Augen und hebender Stimme sprach er:

„Neues Blut verjüngt mein Herz, neues Leben strömt durch meine Adern! O ich bin schuldig, Lenore; es war unrecht von mir, dir nicht Alles zu sagen; aber verzeihe mir: die Furcht, dich zu betrüben, die Hoffnung, noch ein Rettungsmittel zu finden, hielt mich ab. Ich kannte dich noch nicht ganz; ich wußte noch nicht, wie unendlich werthvoll der Schatz ist, den Gott mir in seiner Güte verliehen hat. Nun sollst du Alles wissen; auch könnte ich dir nicht länger das Geheimniß meines Benehmens und meines Kummers verbergen. . . Der verhängnißvolle Zeitpunkt ist gekommen, der Schlag, den ich befürchtete, bedroht uns, ist bereits in der Nähe und kann nicht mehr abgewendet werden. Bist du bereit, Lenore, meine Enthüllungen zu vernehmen?“

Die Tochter, durch das heitere Lächeln ihres Vaters hoch erfreut, antwortete ihm mit süßer, schmeichelnder Stimme:

„O Vater, theile mir alle deine Schmerzen mit; aber verheimliche mir nichts: ich muß mein Theil vollständig haben. Du wirst fühlen, wie bei jeder Mittheilung dein Herz sich erleichtert.“

Der Edelmann ergriff die Hand seiner Tochter und antwortete in feierlichem Tone:

„Wohlau denn, nimm Theil an meinen Leiden und hilf mir mein Kreuz tragen. Ich will dir nichts verschweigen. Was ich dir zu erzählen habe, ist eine traurige, trübe Geschichte; doch bebe nicht, mein Kind, es ist nur das Bild der Leiden deines Vaters. Du wirst nun erfahren, warum Herr Denecker gegen dich und mich so grausam hat handeln können.“

Er ließ die Hand seiner Tochter los, ohne jedoch den Blick von ihr abzuwenden und begann dann ruhig zu erzählen:

„Du warst noch klein, Lenore, liebend und süß wie jetzt, die Freude und das Glück deiner Mutter. Ruhig und friedlich bewohnten wir den bescheidenen Landsitz unserer Väter, und bei sparsamer Wirthschaft gewährten uns die Einkünfte unserer Güter die Mittel, unsern Namen und Stand in Ehren zu halten.

„Ich hatte einen jüngern Bruder, gutherzig, edelmüthig, aber unbesonnen. Er wohnte in der Stadt und war verheirathet mit einer Frau von edler Herkunft; allein sie war nicht reicher als er. Ob diese ihn durch Brunksucht verleitete, den Versuch zu machen, durch Glücksmittel sein Einkommen zu vermehren — ich weiß es nicht. Genug, er spielte an der Börse. Du begreifst wol nicht, was damit gesagt ist? Es ist dies ein Spiel, in welchem man in einem Augenblicke Millionen gewinnen kann — ein Spiel, das uns aber auch in eben so kurzer Zeit in das größte Elend stürzen kann — ein Spiel, das den Betreffenden, ob Edelmann oder Millionär, wie durch einen Zauberschlag an den Bettelstab zu bringen vermag.

„Mein Bruder hatte Anfangs viel gewonnen und sein Haus auf so großartigem Fuße eingerichtet, daß selbst die Reichsten ihn hätten beneiden können. Er besuchte uns oft, brachte dir, Lenore, seinem Liebling, allerlei Geschenke

und bewies uns um so mehr Freundschaft, als sein Vermögen das unsere zu übersteigen schien.

„Wol stellte ich ihm oft das Gefährliche seiner Unternehmungen vor Augen und bemühte mich, ihm zum Bewußtsein zu bringen, wie unpassend es für einen Edelmann sei, täglich Ehre und Vermögen aufs Spiel zu setzen. Da jedoch der Erfolg ihm Recht gegen mich gab, machten meine Vorstellungen keinen Eindruck auf ihn: die Leidenschaft des Spiels — denn ein Spiel ist es — war mächtiger als meine Worte.

„Das Glück, welches ihn so lange begünstigt hatte, schien ihn endlich verlassen zu wollen. Er verlor einen guten Theil seiner Gewinnste und sah sein Vermögen nach und nach zusammenschwinden. Allein der Muth verließ ihn nicht. Im Gegentheil, er schien hartnäckig gegen das Schicksal anzukämpfen und hielt es für sicher, daß er das unbeständige Glück zwingen werde, zu ihm zurückzukehren. Verhängnißvoller Irrthum!

„An einem Winterabende — ein Schauer ergreift mich, wenn ich daran zurückdenke! — saß ich in dem untern Wohnzimmer, im Begriff schlafen zu gehen. Du warst schon zu Bett und deine Mutter saß neben dir und betete, wie das ihre Gewohnheit war . . . Ein schrecklicher Sturm wüthete draußen; der Regen segte gegen die Fenster; der Wind brüllte in den Bäumen und schien unser Haus in seinen Grundfesten erschüttern zu wollen . . . Unter dem Einflusse des Sturmes war ich in finstere Grübeleien versunken . . . Plötzlich wird heftig an das Hofthor gepocht, während das Wiehern von Pferden uns die Ankunft eines Wagens verkündet. Ein Diener — wir hatten damals zwei Diener — ging um zu öffnen; eine Frau stürzt ins Zimmer und fällt heftig weinend vor mir auf die Kniee! Es war die Gattin meines Bruders.

„Bebend vor Erstaunen und Schrecken will ich sie aufheben, allein sie umfaßt meine Kniee und fleht um Hilfe,

während die bittersten Thränen ihr über die Wangen fließen. In halb verständlichen Worten fleht sie mich an, das Leben meines Bruders zu retten und macht mich schauern, denn ich ahne ein entsetzliches Unglück . . . Inzwischen war deine Mutter hereingekommen. Wir bemühten uns Beide, die vor Verzweiflung halb wahnsinnige Frau zu beruhigen. Es glückte uns, sie durch Beweise von Theilnahme und Liebe zu dem vollen Bewußtsein ihres Zustandes zu bringen!

„Ach, mein Bruder hatte Alles, Alles verloren; ja sogar weit mehr als er besaß! Herzerreißend war die Erzählung seiner armen Frau; mehr als einmal traten uns die Thränen in die Augen; aber vor Allem erfüllte uns das Ende ihrer Erzählung mit schrecklicher Angst . . . Mein Bruder — niedergeschmettert durch die Gewißheit, daß er seinen Namen entehren müsse, verfolgt von dem Gedanken, daß die Gerichte sich mit der Sache befassen würden — war in finstere Verzweiflung verfallen: er hatte sich entleiben wollen! Seine unglückliche Frau, von Gott geleitet, hatte ihn bei seinem verbrecherischen Vorhaben überrascht und ihm das Mordwerkzeug entrissen. Jetzt war er in ein Zimmer seiner Wohnung eingeschlossen, sprachlos und vernichtet, den Kopf auf die Kniee gestützt und von zwei unserer Freunde sorgfältig bewacht. Wenn Jemand auf Erden ihn aus seiner Verzweiflung retten konnte, dann sicherlich sein Bruder.

„Das hatte die arme Frau ebenfalls gedacht. Sie hatte sich in einen Wagen geworfen und war allein durch Nacht und Sturm zu mir gekommen — als dem einzigen Retter in ihrer Noth. Da lag sie nun vor mir auf den Knien und beschwor mich, mit ihr nach der Stadt zu eilen . . . Ich zögerte keinen Augenblick. Deine gute Mutter, nicht weniger als ich von der schrecklichen Nachricht ergriffen und wohl voraussehend, was von uns verlangt werde, rief mir noch nach, als ich in den Wagen stieg:

„O rette ihn! Nimm auf nichts Rücksicht, — ich billige Alles, was du thust!“

„Der Kutscher, der glücklicher Weise den Weg sehr gut kannte, hieb auf die Pferde ein, — schneller als der Wind flogen wir durch die finstere Nacht dahin. . . Du bist blaß und zitterst, Lenore? O sie war schrecklich, diese schauerliche Nacht! Niemals wirst du erfahren, welchen furchtbaren Eindruck sie auf mich machte; meine früh erbleichten Haare sind die traurige Erinnerung an die Schrecken jener Nacht. . . Muth, mein Kind, höre mich bis zu Ende an.“

Das Mädchen saß da wie vernichtet; mit angstvollen Blicken schaute sie ihren Vater an. Dieser fuhr fort:

„Es hat keinen Zweck, dir den Zustand der Verzweiflung zu schildern, in welchem ich meinen unglücklichen Bruder fand, und dir zu sagen, wie viele Stunden ich mich abmühen mußte, um in sein zerrüttetes Gemüth einen schwachen Hoffnungsschimmer dringen zu lassen. Es gab nur ein Mittel, seine Ehre und zugleich sein Leben zu retten. Aber mein Gott, welch ein Mittel! Ich mußte die wenigen Güter, die ich besaß, als Bürgschaft für die Schulden meines Bruders verpfänden, — den Sitz unserer Ahnen, die Wittgift deiner Mutter, dein ganzes Erbe, Lenore! Alles, Alles mußte aufs Spiel gesetzt werden — mit der Gewißheit, den größten Theil davon für immer zu verlieren! Nur auf diese Weise konnte die Ehre meines Bruders gerettet werden; nur unter dieser Bedingung stand er ab von seinem Entschlusse, der Schande durch den Tod zu entgehen. Nicht er war es, der dies von mir verlangte; im Gegentheil, er ahnte nicht einmal, daß ich es konnte oder wollte; aber ich hatte die Ueberzeugung, daß mein Bruder seinen verbrecherischen Plan ausführen würde, wenn ich nicht sofort durch das größte Opfer seine Verhältnisse ordnete. . . Und dennoch, ich mochte mich nicht dazu entschließen!“

„Wie!“ rief plötzlich Lenore voll Schrecken. „Vater, Vater, du hast dich geweigert?“

Ein Lächeln stillen Glückes erschien auf dem Antlitz des Edelmannes und statt durch den anklagenden Ausruf seiner Tochter sich beleidigt zu fühlen, erhellte sich im Gegentheile sein Blick, und sein Haupt richtete sich stolz und würdig empor. Mit festerer Stimme fuhr er fort:

„Ach, Lenore, ich liebte meinen Bruder; aber noch mehr liebte ich dich, mein einziges Kind. Was man von mir verlangte, war Armuth — für dich und deine Mutter.“

„Gott, mein Gott!“ seufzte Lenore mit ängstlicher Ungeduld.

„Einerseits zerriß mir dieser Gedanke das Herz, während andererseits der Anblick der unaussprechlichen Verzweiflung meines Bruders mir durch Mark und Bein ging . . . Endlich siegte die Großmuth in diesem heißen Kampfe . . . Es war Tag geworden. Ich suchte die Hauptgläubiger auf und unterzeichnete das Schriftstück, das meinem armen Bruder Leben und Ehre rettete . . . das aber zugleich meine vortreffliche Gattin und mein unschuldiges Kind zu der bittersten Armuth verdammt . . .“

„O Gott sei Dank!“ rief Lenore hoch erfreut, als wäre sie plötzlich aus einem schweren Traume erwacht. „Sei gesegnet, Vater, daß du so gut und so muthig warst!“

Sie stand langsam auf, legte die Hände auf seine Schulter und gab ihm einen feurigen Kuß; doch mit einem eigenthümlichen Ernst, als wollte sie diesem liebevollen Kuße etwas Feierliches verleihen.

„Du segnest mich für diese That,“ sagte der Edelmann mit einem Blicke voll Dankbarkeit. „Und doch ist es eine Handlung, für welche ich dich um Verzeihung bitten muß, mein Kind.“

„Um meine Verzeihung!“ rief erstaunt Lenore. „O, hättest du anders gehandelt, — was würde ich dann ge-

litten haben; denn dann hätte ich an meines Vaters Großmuth gezweifelt! Jetzt liebe ich dich noch mehr als zuvor . . . Verzeihung! Ist es denn ein Verbrechen, seinem Bruder das Leben zu retten, wenn man es kann?"

„Die Welt urtheilt nicht so darüber, Lenore. Einem Edelmann verzeiht man niemals seine Armuth. Ist er dazu verurtheilt, muß er büßen für die Demüthigung, welche viele Leute für sich in dem Vorhandensein des Adels erblicken; er muß es entgelten, doppelt entgelten für die Andern. Dann überhäuft man ihn mit Spott und Verachtung und behandelt ihn als einen Auswurf der Gesellschaft. Seines Gleichen fliehen ihn, um für seine Armuth nicht verantwortlich zu erscheinen; der Bürger wie der Bauer blickt lachend und höhnisch auf sein Unglück herab, als wäre sein Fall für sie eine süße Rache. Glückliche derjenige, dem Gott in einem solchen Zustande einen Engel gegeben, um Trost und Erleichterung in sein Herz zu senken und ihn wider Unglück und Kummer zu stählen . . . Doch höre weiter, mein Kind.

„Mein Bruder wurde gerettet. Das tiefste Geheimniß wurde bewahrt hinsichtlich der Hilfe, die ich ihm geliehen. Er verließ das Vaterland und begab sich mit seiner Frau nach Amerika, wo er seitdem von seiner Hände Arbeit ein sehr elendes Dasein fristet. Seine Frau starb ihm auf der Reise. Was uns betraf, wir besaßen nichts mehr: der Grinselhof und unsere andern Güter waren mit Hypotheken belastet, deren Betrag ihren Werth überstieg. Zudem hatte ich mich genöthigt gesehen, von einem Edelmann meiner Bekanntschaft eine Summe von viertausend Franken gegen einen Wechsel zu leihen.

„Als deine Mutter den Umfang des gebrachten Opfers erfuhr, machte sie mir nicht den geringsten Vorwurf. Sie billigte vollkommen meinen Schritt. Aber bald verurtheilte die Armuth uns zu so bitteren Entbehrungen, daß deine Mutter nach und nach ihrer Last erlag und sie von einer

Abzehrung ergriffen wurde, die ihr zwar keine Klage entriß, aber ihre Kräfte rasch erschöpfte.

„Ach, es war doch ein trauriger Zustand! Um unsere Verarmung zu verheimlichen und den Namen unserer Vorfahren vor Verachtung und Beschimpfung zu bewahren, mußten wir mit der größten Peinlichkeit das Geld zusammensparen, das nöthig war, um die Zinsen unsrer Schulden zu bezahlen.

„Im Verlauf von drei Monaten verschwanden nach und nach unsere Dienerschaft und unsere Pferde. Wir vergaßen bald den Weg zu unseren Freunden und schlugen alle Einladungen aus, um unsererseits nicht genöthigt zu sein, Jemand zu empfangen. Unter den Bewohnern des Dorfes und den Edelleuten, unseren bisherigen Freunden, entstand über uns ein häßliches Gerücht. Man sagte, niedriger Geiz verleite uns dazu, in der vollständigsten Abgeschlossenheit zu leben. Wir ertrugen diesen Vorwurf, ja sogar öffentlichen Haß mit Freuden, — war er ja doch ein Schleier, den man über uns warf und unter welchem unsere Armuth sich sicher verbergen konnte . . .

„Lenore, das Herz schnürt sich mir zusammen . . . Ich komme in meiner Erzählung zu dem schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens. Habe den Muth, ohne Weinen anzuhören, was ich dir jetzt mittheile.

„Deine arme Mutter war sehr abgemagert; ihre Augen sanken nach und nach immer tiefer in ihre Höhlen; die Blässe ihrer Wangen war schrecklich anzusehen. Indem ich sie so hinsiechen sah, sie, die ich mehr als mein Leben liebte, — indem ich beständig das Wort Sterben ihren Zügen eingepreßt sah — in so deutlichen, so drohenden Zeichen! — ward ich vor Verzweiflung und Gram halb wahnsinnig . . .“

Lenore schlug die Augen zu Boden und stille Thränen flossen ihr über die Wangen. Der Edelmann, vor Erregt-

heit zitternd, sah sie einige Augenblicke schweigend an, doch bald fuhr er in seiner traurigen Erzählung fort:

„Arme Mutter, sie that nichts als weinen! So oft sie ihr Kind, ihre kleine Lenore anblickte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Dein Name schwebte beständig auf ihren Lippen; es war ein unaufhörliches Gebet, das sie zum Himmel richtete... Endlich rief Gott sie zu sich; der Priester hatte sie zu der letzten Reise vorbereitet; man hatte dich ihr aus den Armen gerissen und dich nach dem Pächterhause gebracht. Ich besand mich allein mitten in der Nacht, allein mit derjenigen, deren kalte Lippen mir bereits den letzten Abschiedskuß gegeben hatten... Das Herz blutete mir, die Verzweiflung nagte in meinem Innern... Mein Gott, wie schmerzlich waren ihre letzten Stunden! Sie glich bereits einer Leiche und noch floß ein Strom von Thränen aus ihren erlöschenden Augen, während ihre Lippen sich anstrengten, als einzige Klage den Namen ihres Kindes zu stammeln. Vor ihrem Bette knieend, die Hände zum Himmel erhoben, flehte ich um Linderung ihrer Leiden, um Verzeihung für das, was ich gethan, — ich legte meine Hände auf ihre bleichen Wangen und küßte die Thränen von ihrem Antlitz. Ich war wie von Sinnen... Plötzlich schien ihr das Bewußtsein zurückzukehren: es war das letzte Auflackern der Lebensflamme, die nun rasch verlöschte. Sie rief mich bei Namen; ich sprang auf und blickte ihr wie irrsinnig in die Augen. Mit klarer Stimme sagte sie: ‚Es ist vorbei, theurer Freund. Lebe wohl. Gott hat mir keinen leichten Todeskampf vergönnt... Ich sterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Kind, mein armes Kind — unglücklich sein wird auf Erden...‘

„Ich weiß nicht, was meine Liebe zu ihr mir zu sagen eingab; aber ich gelobte ihr — und ich nahm Gott zum Zeugen — daß ihr Kind, daß du, Lenore, nicht im Elend bleiben, — daß dein Leben glücklich werden sollte! Auf

dem Antlitze deiner sterbenden Mutter erschien ein himmlisches Lächeln; in diesem feierlichen Augenblicke glaubte sie an mein Gelöbniß . . . Noch einmal legte sie mit Anstrengung die Arme um meinen Hals und ihr Mund berührte meine Lippen . . . Aber bald fühlte ich ihre Arme erschlaffen und mit einem letzten Seufzer hauchte sie ihre Seele aus. Ach, Lenore, du hattest keine Mutter mehr! Meine arme Margarethe war entschlafen!"

Der Edelmann ließ das Haupt tief auf die Brust sinken und schwieg; Lenore saß, die Hände vor den Augen, ebenfalls schweigend und weinte; Grabesstille herrschte in dem Zimmer.

Dann näherte die Tochter ihren Stuhl dem Vater und erfaßte stumm seine Hand.

So blieben sie Beide lange Zeit in tiefer Traurigkeit versunken, bis Lenore aufstand und den Vater durch Beweise der Liebe zu trösten suchte.

Als ob Herr von Blierbecke Eile gehabt, seine Erzählung zu beenden, fuhr er in freierem Tone fort:

„Was ich dir noch zu sagen habe, Lenore, ist nicht so traurig; es betrifft mich allein. Vielleicht thäte ich wohl daran, es dir zu verschweigen; aber ich bedarf einer Freundin, die weiß, was ich gelitten, die alle meine Geheimnisse kennt und mir gestattet, ihrem Herzen anzuvertrauen, was das meine seit zehn Jahren verschlossen und vergraben hat.

„Deine Mutter, meine einzige Stütze, war mir genommen. Ich blieb allein auf dem Grinselhofe, allein mit dir, meinem Kinde, und meinem Gelöbniß — mit dem Gelöbniß, das ich vor Gott und einer Sterbenden abgelegt! Was sollte ich thun, es zu erfüllen? Meine erbten Güter verlassen und in einem fremden Lande umherirren und arbeiten, um für uns Beide das tägliche Brod zu verdienen? Das mochte ich nicht; ich hätte dich damit sofort dem Elend preisgegeben. Nein, an dieses Mittel mochte ich nicht denken. Nach langer peinlicher

Ueberlegung schien es mir, als habe ein Lichtstrahl meinen Geist erhellt und voll Hoffnung ergriff ich den einzigen Ausweg, der wenn auch nicht mir, so doch meinem Kinde eine glückliche Zukunft versprach.

„Ich beschloß unsere Armuth sorgfältiger denn je geheim zu halten und mein Leben deiner geistigen Ausbildung zu widmen. Gott hat dich freigebig mit Körperschönheit ausgestattet, Lenore; dein Vater wollte dich in Künste und Wissenschaften einweihen und dich Weltkenntniß, Tugend und Frömmigkeit lehren. Er wollte aus dir geistig wie körperlich das Muster einer Frau machen... Und er wagte zu hoffen, daß der Adel deines Blutes, die Anmuth deiner Gestalt und deines Antlitzes, die Schätze deines Geistes und Herzens den Brautschatz aufwiegen würden, den er dir nicht geben konnte. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß du so eine gute Heirath schließen und in der Welt wenigstens zum Theil den Rang wieder einnehmen würdest, wozu deine Abkunft dir ein Recht zu geben schien.

„Durch zehn Jahre, mein Kind, habe ich dich in Wissenschaften und Künsten unterrichtet. Was ich vergessen hatte oder nicht wußte, lernte ich des Nachts, um es dir mittheilen zu können. Während ich sorgfältig jeden Kummer, jede Unannehmlichkeit von deinem Lebenswege fern hielt und dir in einem gewissen Maße Alles verschaffte, was unsere scheinbare Wohlhabenheit zuzulassen schien, während das beständige Lächeln der Zufriedenheit auf meinem Gesicht dich erfreute, nazten unablässig Furcht, Angst und Scham an meinem Herzen und mit Schrecken zählte ich die Schritte der Zeit, die mich dem verhängnißvollen Augenblicke immer näher brachte. Ach, Lenore, soll ich es dir gestehen? — Ich habe Hunger gelitten und meinen Körper durch Mangel an Nahrung abmagern lassen! Die Hälfte meiner Nächte habe ich mit niedriger Arbeit verbracht: meine Kleider ausgebeffert, den Gemüsegarten mit dem Spaten

bearbeitet, unter dem Schutze der Dunkelheit allerlei Handwerke gelernt und ausgelibt, um dir und Andern unsere Armuth zu verheimlichen.

„Aber das Alles war nichts; in der Stille der Nacht brauchte ich vor Niemand zu erröthen. Bei Tage jedoch mußte ich unaufhörlich gegen Demüthigungen kämpfen und blutenden Herzens den beleidigendsten Hohn hinnehmen . . .“

Lenore betrachtete ihren Vater mit Augen voll mitleidiger Thränen. Herr von Blierbefe drückte ihr tröstend die Hand und fuhr fort:

„Sei nicht traurig, Lenore. Schlag die Hand des Herrn mir tiefe Wunden, er gab mir auch in seiner Barmherzigkeit jedesmal den Balsam, der sie wieder heilte. Ein einziges Lächeln deines holden Antlitzes genügte mir, um aus meinem Herzen ein Dankgebet zum Himmel emporsteigen zu lassen. Du wenigstens warst glücklich: so weit war mein Gelübde erfüllt.

„Endlich glaubte ich, Gott selbst habe uns Jemand auf unseren Weg geführt, um dich, mein Kind, vor dem drohenden Elend zu retten. Zwischen dir und Gustav entstand eine gegenseitige Neigung. Es schien, als müßte eine Heirath die Folge sein. Unter diesen Umständen habe ich Herrn Denecker bei seinem letzten Besuche von dem beklagenswerthen Zustande meiner Verhältnisse in Kenntniß gesetzt. Da hat er sich unwiderruflich geweigert, den Wunsch seines Neffen zu erfüllen. Als ob dieser Schlag, der meine schönste Hoffnung vernichtete, noch nicht schrecklich genug gewesen wäre, vernahm ich fast gleichzeitig, daß der Freund, der mir viertausend Franken geliehen, mit der Erlaubniß, den Schuldbrief jährlich zu erneuern, in Deutschland gestorben sei und seine Erben die Bezahlung der Schuld verlangten. Ich habe die ganze Stadt durchlaufen, an alle befreundeten Thüren geklopft, in meiner Verzweiflung Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um dieser letzten Schande zu entgehen, — Alles umsonst. Vielleicht wird

man schon morgen an die Thür unseres Grinselhofes ein Plakat heften, das den Verkauf anzeigt — nicht bloß unserer Güter, sondern auch der Möbel und aller Gegenstände, die die Erinnerung uns theuer gemacht hat. Unser eigenes Ehrgefühl gebietet uns, zu dem öffentlichen Verkauf Alles auszuliefern, was einigen Werth hat, damit die Höhe unserer Schulden erreicht werde. . . Wenn das Schicksal uns so günstig wäre, uns zu gestatten, Jedermann zu befriedigen, es wäre das noch ein großes Glück in unserer Armuth, mein Kind. . . Du kannst noch heiter lächeln, Lenore! Die Freude strahlt dir aus den Augen, betrübt dieses verhängnißvolle Unglück dich denn nicht?“

„Ist es das, was dich so niederdrückte, Vater? Weiter nichts? Hast du auch wirklich kein Geheimniß mehr vor mir?“ fragte das Mädchen.

„Kein einziges, mein Kind; du weißt Alles.“

„In der That,“ fuhr Lenore ernsthaft fort, „ich weiß, daß Andere einen solchen Schlag als ein schreckliches Unglück betrachten. Aber was vermag er gegen uns? Warum redest du jetzt selbst so kaltblütig, Vater? Warum scheinst du wie ich jetzt gleichgiltig gegen die unglünstigen Entscheidungen des Schicksals?“

„Ach, weil du mir wieder Muth und Vertrauen eingeblöht hast, Lenore; weil ich nach so langem Zwange wieder in den vollen Besitz deiner Liebe getreten bin; weil ich jetzt hoffen darf, daß du doch nicht unglücklich sein wirst. Ich weiß nicht, was du mir antworten wirst, mein edles Kind, das Gott mir als einen Schild wider alle Leiden geschenkt hat! Wohlان denn, ich werde das Unglück hinnehmen, ohne das Haupt zu beugen und mich mit Ergebenheit dem Willen Gottes unterwerfen. . .“

Nach einer kurzen Pause fügte er traurig hinzu:

„Aber ach, wer weiß, welche Leiden uns noch aufbewahrt sind! In der Welt umherirren, fern von Freun-

den und Bekannten eine verborgene Zufluchtsstätte suchen und mit der Arbeit unserer Hände das tägliche Brod verdienen müssen! . . . Du weißt nicht, Lenore, wie bitter das Brod der Armuth schmeckt!“

Die Jungfrau erbehte, als sie die Traurigkeit wie eine finstere Wolke wieder auf das Antlitz ihres Vaters sich senken sah. Sie ergriff leidenschaftlich seine Hände, schaute ihm tief in die Augen und sprach bittend:

„Ach, Vater, möchte doch das Lächeln der Zufriedenheit nie dein Antlitz verlassen! Glaube mir, wir werden glücklich sein. Versetze dich einmal im Geiste in die Tage, welche uns erwarten. Was ist denn daran so Schreckliches? In allen Frauenarbeiten bin ich geschickt; und zudem hast du mich genug unterrichtet, um Andere lehren zu können, was ich dir in Künsten und Wissenschaften verdanke. Ich werde für uns Beide arbeiten und thätig sein, — und Gott wird meine Arbeit segnen. . . . Siehst du, Vater, wir wohnen allein, in einem niedlichen Stübchen in Frieden, in voller Ruhe des Herzens, allzeit zusammen, einander liebend, über das Schicksal und seine Wechselfälle erhaben, in dem Himmel lebend, den gegenseitige Opfer uns bereiten, in dem Himmel unendlicher Liebe! . . . D mir scheint, nun erst wird das wahre Glück für uns beginnen! . . . Und du, Vater, kannst du noch trauern, da uns ein Glück lächelt, das nur wenige Menschen hier auf Erden genießen dürfen?“

Herr von Blierbefe betrachtete entzückt seine Tochter. Der begeisterte und doch so süße Ton ihrer Stimme hatte ihn so gerührt, ihr Muth, deren edle Ursache er durchschaute, ihn so mit Bewunderung erfüllt, daß stille Thränen des Glückes ihm in die Augen traten. Mit der einen Hand zog er Lenore an sein Herz, legte die andere auf ihr Haupt und richtete dankbar den Blick zum Himmel.

So blieb er, die Augen zu Gott erhoben, einige Augenblicke schweigend. Ein stilles Gebet, ein Segen für sein

Kind, inniger Dank stieg wie eine heilige Altarflamme aus seinem Herzen zum Throne desjenigen empor, der ihm seine gute Lenore gegeben.

Achtes Kapitel.

Wie Herr von Blierbefe es Lenore vorausgesagt, erschien einige Tage später die Anzeige seiner Güter in den Zeitungen und wurde überall, in der Stadt wie in den benachbarten Dorfgemeinden, angeschlagen.

Die Sache machte ein gewisses Aufsehen und Jedermann wunderte sich über die Verarmung des Edelmanns, den man für so reich und geizig gehalten.

Da als Ursache des Verkaufs ein Wohnungswechsel angegeben war, würde man den wahren Grund nicht errathen haben, hätte sich von der Stadt aus nicht die Nachricht verbreitet, Herr von Blierbefe habe sich dazu entschlossen, um seine Schulden zu bezahlen, denn er sei in die äußerste Armuth gerathen. Sogar die wahre Ursache seines Unglücks, nämlich die Hülfe, die er seinem Bruder gewährt, ward unter den Leuten bekannt, wenn man auch die näheren Umstände nicht in Erfahrung bringen konnte.

Seit der Verkaufsanzeige lebte der Edelmann noch zurückgezogener als früher, um allen Erklärungen aus dem Wege zu gehen. Geßagt erwartete er die Zeit des Verkaufs; und wenn auch manchmal schmerzliche Gefühle sich seines Gemüthes mit Gewalt bemächtigen wollten, in den unablässigen Ermuthigungen seiner Tochter fand er die Kraft, mit einem gewissen Stolze dem verhängnißvollen Tage entgegenzusehen.

Inzwischen hatte er aus Rom von Gustav einen Brief erhalten, worin sich auch einige Zeilen für seine Tochter befanden. Der junge Mann erklärte darin, daß seine Liebe zu Lenore in Folge der Abwesenheit inniger denn je geworden, und sein einziger Trost in der Hoffnung bestehe,

einst durch das Band der Ehe mit ihr vereint zu werden. In einer anderen Beziehung jedoch war sein Brief nicht so ermutigend, denn er meldete zugleich unter traurigen Klagen, daß alle seine Anstrengungen, seinen Oheim auf andere Gedanken zu bringen, bisher vergeblich gewesen seien.

Herr von Blierbefe hatte den Brief gleichgiltig bei Seite gelegt. Er verhehlte Lenore nicht, daß er an die Möglichkeit einer Verbindung mit Gustav nicht mehr glaube, und es darum rathsam für sie sei, diese unglückliche Liebe zu vergessen, um sich nicht neuen Kummer zu bereiten.

Da jetzt die Armuth ihres Vaters bekannt geworden, war Lenore selbst überzeugt, daß sie allen Hoffnungen entsagen müsse; allein es war ihr ein so seliges und kräftigendes Gefühl, zu wissen, daß Gustav sie noch immer liebte! Zu wissen, daß derjenige, dessen Bild ihr Herz erfüllte und ihre Träume belebte, beständig an sie dachte und ihre Trennung beklagte!

Auch sie hielt getreulich ihr Versprechen: sie sprach so oft in der Einsamkeit den Namen ihres Geliebten aus, so mancher Seufzer entstieg ihrer Brust, wenn sie unter dem Katalpastrauche saß, als hätte sie dem Winde die Mission anvertraut, die Wünsche ihrer Seele nach einem schönern Lande zu überbringen! Sie wiederholte sich in der Einsamkeit die zärtlichsten Gelöbniße und blieb, wenn sie in dem laubreichen Gebüsch träumerisch lustwandelte, an jeder Stelle stehen, wo ein Wort, ein Händedruck, ein Blick von ihm sie beglückt hatte . . .

Als ob alles Unglück auf den Edelmann auf einmal hereinbrechen sollte, erhielt er aus Amerika die Nachricht, daß sein Bruder gestorben sei . . . Der Unglückliche war einem schmerzlichen Fieber in den Wildnissen nördlich der Hudsonsbai erlegen.

Herr von Blierbefe trauerte einige Tage über den Verlust des geliebten Bruders; allein die bevorstehende Ent-

scheidung seines eigenen Schicksals lenkte mit Gewalt seine Gedanken von diesem Unglücksfalle ab . . .

Endlich war der Tag des Verkaufs gekommen.

Bereits früh am Morgen ward der Grinselhof von allerlei Menschen überströmt, die aus Neugier oder aus Kauflust die Wohnzimmer des Herrn von Blierbecke durchliefen, um die Möbel zu besichtigen und den Werth jedes einzelnen Gegenstandes abzuschätzen.

Der unglückliche Edelmann hatte alle zum Verkauf geeigneten Gegenstände in die größten Säle bringen und darin aufstellen lassen. Von seiner Tochter unterstützt, hatte er die ganze vorhergehende Nacht damit zugebracht, die meisten derselben zu säubern und möglichst in Ordnung zu bringen, damit die Liebhaber die vortheilhaftesten Preise böten. Diese Vorsicht hatte ihm nicht der Eigennutz eingegeben. Denn da die Güter bereits einige Tage vorher zu einem sehr ungünstigen Preise verkauft worden waren, war er überzeugt, daß der Gesamtverkauf in keinem Falle mehr als die Höhe seiner Schulden erzielen würde.

Es war ein Gefühl von Ehrlichkeit, was den Edelmann bewog, seine Nachtruhe dem Interesse seiner Gläubiger zu opfern, um ihre Verluste so viel wie möglich zu vermindern.

Wahrscheinlich hatte Herr von Blierbecke die Absicht, nach diesem Tage keine Nacht mehr auf dem Grinselhofe zuzubringen; denn unter den zum Verkauf ausgebotenen Gegenständen konnte man zwei vollständige Betten bemerken, sowie eine große Anzahl von Kleidern, die ihm und seiner Tochter gehörten.

Lenore hatte sich bereits früh nach dem Pächterhause begeben und wartete dort in einem kleinen Stübchen, bis Alles zu Ende sei.

Gegen zehn Uhr war der Saal, wo der Verkauf beginnen sollte, mit Menschen gefüllt. Edelleute und vor-

nehme Damen brängten sich dort mit Althändlern und reisenden Trödlerweibern, die in der Hoffnung auf billige Beute aus der Stadt gekommen waren; da standen Bauern zusammen und unterhielten sich mit geheimnißvollen und verwunderten Geberden über die Verarmung des Edelmannes; da waren sogar Leute, die aus voller Kehle lachten und sich mit allerlei Scherzen belustigten, während sie darauf warteten, daß der Notar die Verkaufsbedingungen bekannt geben würde.

Eine halbe Stunde später begann der Verkauf.

Der Flurschiltz stand als Ausrufer auf einem Tische. Der Notar war gerade damit beschäftigt, einen schönen eingelegten Kleiderschrank anzupreisen, als Herr von Blierbefe selbst in den Saal trat und sich neben den Tisch des Ausrufers stellte.

Sein Erscheinen rief unter den Zuschauern eine allgemeine Bewegung hervor. Man steckte die Köpfe zusammen, man flüsterte und wisperte sich gegenseitig in die Ohren; man betrachtete den verarmten Edelmann mit einer Art unverschämter Neugier, zu der sich bei Einigen ein Gefühl des Mitleids gesellte, während man jedoch an den Meisten nichts als Gleichgiltigkeit oder sogar Spott beobachten konnte.

Nur einen Augenblick dauerte diese verletzende Haltung der Anwesenden; bald flößte das ruhige, Achtung gebietende Antlitz des Edelmannes Respect und Bewunderung ein. Wol war er arm und zu Grunde gerichtet, aber aus seinem männlichen Blicke, seinen ruhigen, klaren Zügen strahlte eine freie, muthige Seele, der das Unglück nichts von ihrer Größe, nichts von ihrem edlen Stolze geraubt zu haben schien.

Der Notar setzte inzwischen den Verkauf fort, in der Abschätzung der Gegenstände durch Herrn von Blierbefe unterstützt, der ihm zuweilen Auskunft gab über ihren Ursprung, ihr Alter und ihren wahren Werth.

Der eine oder andere Edelmann der Nachbarschaft, der früher mit Lenorens Vater in Verbindung gestanden, näherte sich ihm jetzt von Zeit zu Zeit, um ihm von seinem Unglück zu sprechen, aber durch geschickte Antworten entschlipfte er ihren neugierigen Eröstungen. Er sprach so unbefangen, er blieb so sehr Herr seiner selbst, daß sie keine Gelegenheit fanden, ihm ihr unnützes Mitleid zu bezeugen. Noch mehr: in seiner Haltung, seinem Benehmen und seinem feinen Lächeln lag etwas so Würdevolles und Erhabenes, daß sie ihn nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht verließen.

War das Gesicht des Herrn von Blierbefe ruhig, glänzte in seinem Auge sogar eine unverminderte Seelenstärke und ein hohes Gefühl persönlicher Würde — in seiner Brust wühlten zuweilen die heftigsten Schmerzen. Alles, was seinen Ahnen gehört, Gegenstände, die sein Familienwappen trugen und seit zwei oder drei Jahrhunderten mit fast religiöser Ehrfurcht in seinem Hause aufbewahrt worden, — jetzt sah er sie für erbärmliche Preise verkaufen und in die Hände von Wucherern übergehen. Je mehr von diesen Schätzen der Erinnerung auf dem Tische erschienen, um so lebendiger rollte sich vor dem geistigen Auge des Edelmannes die Geschichte seines ruhmreichen Geschlechtes auf; es war eine grausame Prüfung für ihn: als ob mit jedem Gegenstande ein Andenken aus seinem blutenden Herzen gerissen würde . . .

Der Verkauf war beinahe ganz zu Ende, als man die Bildnisse hervorragender Männer, die den Namen Blierbefe getragen hatten, von der Wand nahm und ausbot. Das erste — es war der Held von St. Quentin — ward einem Althändler für etwas mehr als drei Franken zugeschlagen.

Es lag in dem Verkauf dieses Porträts und in dem lächerlichen Preise, der dafür gegeben wurde, eine so bittere Ironie für den Edelmann, daß der Schmerz, welcher seine

Seele folterte, zum ersten Male auf seinem Gesicht zu lesen war. Er schlug den Blick zu Boden und versank eine Weile in bittere, muthlose Gedanken, worauf er dann das Haupt wieder erhob und, sichtlich erregt, den Saal verließ, um nicht bei dem Verkauf der übrigen Gemälde zugegen zu sein . . .

* * *

Die Sonne hatte nur noch den vierten Theil ihrer täglichen Bahn zu durchlaufen, um den Horizont zu erreichen.

Auf dem Grinselhofe ist nach dem Gewühl der habgierigen Wucherer wieder Grabesstille eingetreten. Kein Mensch ist mehr auf den einiamen Gartenwegen zu sehen. Das Thor ist geschlossen, Alles in seine frühere Ruhe zurückgekehrt — man möchte glauben, daß nichts hier geschehen sei.

Die Thür der Wohnung des Herrn von Blierbete öffnet sich. Auf der Schwelle erscheinen zwei Personen: ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen. Sie tragen Beide ein Päckchen in der Hand und scheinen reisefertig.

Es ist schwer, in diesen höchst bescheiden gekleideten Personen Herrn von Blierbete und seine Tochter zu erkennen. Und doch sind sie es. Man sieht, daß sie sich bemüht haben, nicht wie reiche Leute auszusehen, und das demüthige Kleid der Armuth angelegt haben.

Lenore trägt ein dunkles Rattunkleid. Auf dem Kopfe hat sie eine Haube und um den Hals ein karrirtes Tuch; ihre schönen Haare sind nicht sichtbar: sei es daß die Haube sie verbirgt, sei es daß sie unter der Scheere gefallen sind.

Der arme Edelmann trägt einen Rock von grobem Tuch, der bis unter das Kinn zugeknöpft ist, und eine Mütze mit breitem Schirm, unter dem sein Gesicht fast gänzlich verschwindet.

Und doch hat ihre Kleidung trotz ihrer Einfachheit noch etwas Gewähltes. Wie sie sich auch bemüht haben, ihren

Stand und ihre Abkunft zu verbergen, in ihrem Gange, ja sogar in der Art wie sie ihre Kleider tragen, bleibt etwas Unerklärliches, das jedoch deutlich einen vornehmen Stand verräth. Das Gesicht des Vaters ist ruhig. Aber es ist unmöglich zu sagen, ob es Freude, Gleichgiltigkeit oder Schmerz ausdrückt. Lenore scheint muthig und entschlossen, obgleich das Verlassen ihres Geburtsortes, der Abschied von Allem, was sie seit ihrer Kindheit geliebt — von diesen laubreichen Bäumen, in deren Schatten sie das erste Gefühl der Liebe in ihrer Brust entstehen fühlte — von diesem ihr so theuern Katalpastrauche, unter welchem das schlichterne Bekenntniß Gustavs ihr wie himmlische Worte ins Ohr tönte... Ja sie ist muthig, obgleich dieser feierliche Abschied ihre Seele mit Trauer erfüllt! Aber sie muß ihren leidenden Vater unterstützen; sie muß auf seinem Antlitze alle seine Gemüthsbewegungen erspähen, wie eine Schildwache auf sein Herz achten, um den Schmerz, der es überwältigen will, durch ihre Energie und ihre Beweise von Liebe zu verbannen: darum ist ihr Blick so klar und so mild, wenn er dem des Vaters zu begegnen sucht.

Langsam lenken Vater und Tochter ihre Schritte nach dem Pächterhause, um von den Bewohnern desselben Abschied zu nehmen.

„Mutter Beth,“ sprach der Edelmann in ruhigem, freundlichem Tone, „wir kommen Euch Lebewohl zu sagen.“

Die Pächterin betrachtete sie eine Weile mit ängstlicher Ueberraschung, musterte mit Erstaunen ihre Anzüge und eilte dann, die Schürze vor den Augen, seufzend zur Hintertür hinaus. Die Magd legte den Kopf auf das Fensterbret, begann laut zu schluchzen, wie sehr Lenore, die sich ihr genähert, sie auch zu trösten suchte.

Bald kehrte die Pächterin mit ihrem Manne zurück, den sie aus der Scheune geholt hatte.

„Ach, es ist also wahr, Herr von Blierbeck,“ sprach der Pächter mit halb erstickter Stimme. „Sie verlassen

den Grinselhof? Und wir sollen Sie vielleicht niemals wiedersehen!"

"Nun, gute Mutter Beth," sprach der Edelmann, indem er die Hand der Pächterin ergriff, "weinet darum nicht. Ihr seht ja, wir ertragen unser Loos mit Geduld."

Die Frau erhob den Kopf, warf noch einen Blick auf die Kleider ihrer früheren Herrschaft und begann dann noch heftiger zu weinen, ohne daß sie ein Wort hervorbringen konnte.

Einige Augenblicke hatte der Pächter nachdenkend die Blicke zu Boden gerichtet. Plötzlich sprach er zu dem Edelmann in entschlossenem Tone:

"Herr von Blierbeke, ich bitte Sie, gestatten Sie mir einige Worte allein mit Ihnen zu reden."

Herr von Blierbeke folgte ihm in das anstoßende Zimmer. Der Pächter schloß sorgfältig die Thür und sagte dann schlichtern:

"Herr, ich wage kaum meine Bitte vorzubringen; werden Sie mir verzeihen, wenn sie Ihnen mißfällt?"

"Redet frei heraus, lieber Freund," antwortete der Edelmann mit wohlwollendem Lächeln.

"Sehen Sie, Herr," stotterte der gerührte Landmann, "Alles, was ich verdient habe, verdanke ich Ihnen. Als ich meine Beth heirathete, besaßen wir nichts; und doch habt Ihr uns diesen Hof gegen eine ganz kleine Abgabe in Pacht gegeben. Mit Gottes Gnade und Ihrem Schutze sind wir vorwärts gekommen. Und Sie dagegen, Sie, unser Wohlthäter, sind unglücklich; Sie ziehen auf Gerathewohl in die Welt hinaus — Gott weiß wohin! Vielleicht um Noth und Entbehrungen zu leiden. Das darf nicht sein; ich würde es mir mein ganzes Leben lang vorwerfen. Ach, Alles was ich besitze, steht Ihnen zur Verfügung . . ."

Herr von Blierbeke drückte dem Pächter die Hand und sprach gerührt:

"Ihr seid ein braver Mann; ich fühle mich glücklich,

daß ich Euch beschützt habe; aber von Euerm Vorhaben müßt Ihr absehen, lieber Freund: behaltet, was Ihr im Schweiß Euers Angesichts verdient habt. Beunruhigt Euch unseretwegen nicht; wir werden mit Gottes Hilfe unser Leben fristen.“

„O Herr,“ bat der Pächter mit gefalteten Händen, „weisen Sie meine geringe Hilfe nicht zurück!“

Er öffnete eine Tischlade und deutete auf ein Häufchen Silbergeld.

„Sehen Sie,“ sprach er, „das ist noch nicht der hundertste Theil dessen, was wir Ihnen danken. Erweisen Sie mir die Gnade, um die ich bitte. Nehmen Sie das Geld, vermag es Ihnen einen einzigen Schmerz zu ersparen, ich werde Gott immer dafür danken.“

Thränen der Rührung traten dem Edelmann in die Augen. Mit bewegter Stimme sprach er:

„Habt Dank, guter Freund, aber ich muß es zurückweisen; jede weitere Bitte ist nutzlos. Verlassen wir das Zimmer.“

„Aber Herr von Blierbese,“ rief der Pächter verzweifelt, „wo gehen Sie denn hin? Um Gottes willen, sagen Sie es mir!“

„Das ist mir unmöglich,“ antwortete Herr von Blierbese. „Ich weiß es selbst nicht. Und wüßte ich es auch, die Vorsicht würde mir gebieten, es zu verschweigen.“

Mit diesen Worten trat er wieder in das andere Zimmer. Er fand Alle, sogar Lenore, in Thränen aufgelöst. Diese hatte sich der Pächterin an die Brust geworfen, während die Magd weinend ihre Hände drückte.

Der Edelmann begriff, daß diesem schmerzlichen Auftritte ein Ende gemacht werden müsse. Er sprach nachdrücklich einige Worte zu seiner Tochter, die aus einem schweren Traume zu erwachen schien.

Noch ein Händedruck, noch ein letzter Abschiedskuß — und Vater und Tochter ergriffen wieder ihre Pächterin

und schritten über die Brücke des Grinselhofs hinaus in die Haide.

Lange Zeit blickten die Bewohner des Pächterhauses ihnen weinend nach, bis sie hinter einer Eichengruppe verschwunden waren.

Stumm folgte Herr von Blierbeke dem Pfade bis auf eine Anhöhe, hinter welcher ein dichtes Tannenwäldchen den Horizont begrenzte. Er wußte, daß, sobald er den Pfad nach diesem Wäldchen eingeschlagen, der Grinselhof außerhalb seines Gesichtskreises sein würde.

Hier auf der Anhöhe blieb er stehen und wandte sich langsam um. Noch einmal betrachtete er die Stätte, wo seine und seiner Väter Wiege gestanden.

Was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging, mußte herzerreißend sein, denn Lenore sah ihn bebend an; allein sie fühlte nicht die Kraft in sich, ihn in diesem feierlichen Schmerze zu stören.

Endlich rollten zwei glänzende Thränen über die Wangen des tiefererschütterten Edelmannes. Da fiel ihm Lenore um den Hals, küßte ihm die Thränen fort und zog ihn unter vielen Trostworten nach dem Wäldchen.

Bald waren sie auf dem vielfach sich windenden Pfade verschwunden, der sich in dem dunklen Dickicht des Waldes verlor.

* * *

Herr von Blierbeke hatte kaum acht Tage den Grinselhof verlassen, als aus Italien ein Brief für ihn ankam. Der Postbote suchte von dem Pächter zu erfahren, wo der frühere Besitzer des Gutes sich jetzt aufhalte. Allein er konnte ihm keine Auskunft ertheilen, da Niemand wußte, wohin Herr von Blierbeke sich mit seiner Tochter begeben hatte. Der Versuch, von dem Notar Aufklärung darüber zu erhalten, blieb ebenfalls erfolglos.

Man legte den ersten Brief, sowie drei oder vier andere, die ihm aus Italien bald nachfolgten, auf dem Postamte

nieder, — und kein Mensch kümmerte sich weiter um das Schicksal des armen Edelmannes, mit alleiniger Ausnahme des Pächters, der, wenn er Freitags nach dem Markte zog, die Bauern aus den benachbarten Dörfern fortwährend fragte, ob sie seinen frühern Herrn nicht gesehen hätten; doch Niemand vermochte ihm eine befriedigende Antwort zu geben.

Neuntes Kapitel.

Nahezu vier Monate waren verstrichen, als eines Morgens ein reicher Reisewagen vor dem Hause des Notars anhielt.

Die Wagenthür ward geöffnet. Ein junger Mann in Reisefleibern sprang heraus und eilte mit raschen Schritten in das Haus.

„Ist der Herr Notar zu sprechen?“ fragte er ungeduldig den Diener.

Aber dieser entschuldigte sich und sagte, sein Herr sei erst nach einer Weile zu sprechen. Dann führte er den Fremden in ein Zimmer, präsentirte ihm einen Stuhl und bat ein wenig zu warten, worauf er verschwand.

Der junge Mann schien sehr ärgerlich über die Verzögerung und nahm widerwillig in dem Lehnstuhle Platz. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck der Traurigkeit an; seine Augen senkten sich und er schien sich ganz in tiefes Sinnen zu verlieren. Nach und nach jedoch heiterten sich seine Züge wieder auf — ein frohes Lächeln umspielte seine Lippen; er erhob den Kopf und sprach zu sich selbst, während sein Blick vor Freude strahlte:

„Ach, wie klopft mein Herz vor Verlangen! Wie süß ist die Hoffnung, die Gewißheit, sie noch heute wiederzusehen; sie noch heute für ihre Standhaftigkeit belohnen, sie für monatelanges Leiden entschädigen, — noch heute auf den Knien zu ihr sagen zu dürfen: Lenore, Lenore, meine

süße Braut, hier bringe ich die Einwilligung zu unserer Hochzeit! Ich bringe dir Reichthum, Liebe, Glück! Ich kehre wieder heim mit dem Willen und der Macht, deinem Vater seine alten Tage zu verschönern, — mit euch Beiden in diesem uns verheißenen Paradiese zu leben! . . . O meine Geliebte, jetzt öffne mir deine Arme, empfangen den Brautfuß, ich bin jetzt für immer dein, nichts auf Erden kann uns mehr scheiden! . . . Komm, komm, dieselbe Umarmung, dasselbe ewige Band vereine Vater und Kinder! . . . Ach . . . ja, ich fühle es, unsere Seelen gehen in einem Wunsche, in einem Hauche auf: lieben! . . . Habe Dank, o Gott, habe Dank!“ . . .

Während dieser Worte hatte er, ganz hingerissen von der Betrachtung des seiner harrenden Glückes, seinen Sitz verlassen, um seinem Körper die Freiheit der Bewegung zu geben, die mit der glühenden Erregtheit seines Herzens übereinstimmte.

Ein Geräusch, das er an der Thür zu hören glaubte, rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er bezwang seine Erregtheit und sein Gesicht nahm einen ruhigeren, wenn auch immer noch lächelnden Ausdruck an.

Nach einigen Augenblicken sank er in tiefes Grübeln zurück: ein anderes Gefühl mußte sich seines Herzens bemächtigt haben, denn ein leichtes Zittern schien ihn zu ergreifen, während in seinen Zügen ängstliche Besorgniß sich ausdrückte.

„Aber wenn ich mich täuschte?“ murmelte er. „Meine Briefe sind unbeantwortet geblieben! Ist man also gegen meine Bitten, ja sogar gegen meine Thränen gefühllos geblieben? Und Lenore . . .?“

Einige Augenblicke stand er unbeweglich, die Hand an die Stirn gedrückt. Aber plötzlich drängte er die finstern Gedanken zurück und sprach im Tone fester Ueberzeugung:

„Fort, fort mit dem Mißtrauen, das sich wie eine Schlange in mein Herz schleichen will. Lenore mich ver-

gessen, mich verstoßen! Nein, nein, das ist unmöglich! Hat sie nicht gesagt: unsere Liebe ist ewig und unvergänglich? Kann Lenorens Mund lügen? Kann ein Herz wie das ihre untreu und verrätherisch werden? O schweig, schweig, du verleumdest!"

Raum hatte er diese letzten Worte mit Nachdruck ausgesprochen, als die Thür sich öffnete. Der junge Mann unterdrückte seine Aufregung und ging dem Notar entgegen. Dieser trat mit einer Amtsmiene ins Zimmer, bereit seine Worte und seine Haltung nach dem Stande des Besuchers abzumessen; doch kaum hatte er den jungen Mann erkannt, als ein offenes, freundschaftliches Lächeln sich auf seinem Gesicht zeigte; und mit ausgestreckter Hand auf ihn zugehend, sagte er:

„Willkommen, willkommen, Herr Gustav. Ich habe Sie schon seit einigen Tagen erwartet und bin wirklich erfreut, Sie wieder zu sehen. Wir werden ohne Zweifel einige gewichtige Angelegenheiten zu ordnen haben; ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt . . . Und wie steht es nun eigentlich mit der Hinterlassenschaft? Ist kein Testament vorhanden?“

Gustav schien durch eine Erinnerung betrübt. Während er die Hand in die Tasche steckte, um einige Papiere zum Vorschein zu holen, drückte sein Gesicht einen aufrichtigen Schmerz aus. Der Notar bemerkte es und sagte:

„Es thut mir leid um den Verlust, den Sie erlitten. Ihr braver Oheim war mein Freund und ich bedauere seinen Tod mehr als irgend Jemand. Fern von der Heimat hat Gott ihn abberufen; es ist ein großes Unglück, aber so ist das Loos des Menschen. Wir müssen uns mit dem Gedanken trösten, daß wir Alle sterblich sind . . . Ihr Oheim hatte Sie besonders lieb; sicherlich hat er Sie in seinen letztwilligen Verfügungen nicht vergessen.“

„Belieben Sie selbst zu sehen, wie sehr er mich liebte.“

sprach der junge Mann, indem er einen Stoß Acten auf den Tisch legte.

Der Notar begann die Papiere sichtlich durchzusehen. Allerdings mußte ihn ihr Inhalt sehr überraschen; denn sein Gesicht verrieth freudiges Erstaunen. Inzwischen saß Gustav, das Haupt gesenkt und die Blicke zu Boden gerichtet, in einer Haltung da, welche die heftigste Ungeduld verrieth.

Nach einigen Augenblicken stand der Notar auf und sprach in sehr respectvollem Tone:

„Erlauben Sie mir, Herr Denecker, Ihnen Glück zu wünschen. Diese Actenstücke sind ganz in Ordnung und gesetzlich durchaus unangreifbar. Universalerbe! Aber wissen Sie auch, was das bedeutet, Herr Denecker? Sie sind mehr als Millionär!“

„Ein anderes Mal wollen wir mehr darüber reden,“ fiel ihm Gustav ungeduldig ins Wort. „Wenn ich mich sofort zu Ihnen begab, geschah es, weil ich Sie um einen Dienst zu bitten hatte.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Denecker.“

„Sie sind der Notar des Herrn von Blierbeke?“

„Zu dienen.“

„Von meinem seligen Oheim weiß ich, daß Herr von Blierbeke in Armuth gerathen ist. Ich habe Gründe, zu wünschen, daß er nicht länger im Unglück bleibe.“

„Ich vermute, Herr Denecker,“ sprach der Notar, „es handelt sich um eine Wohlthat. Sie könnte in der That nicht besser angebracht sein. Ich weiß, wie Herr von Blierbeke verarmt ist, und was er gelitten hat. Er ist das Opfer seiner Großmuth und seiner Ehrlichkeit geworden. Vielleicht hat er diese Tugenden bis zur Unvorsichtigkeit, ja bis zur Thorheit getrieben; aber bei alledem steht unzweifelhaft fest, daß er ein besseres Loos verdiente.“

„Wohlan denn, Herr Notar, es wäre mir angenehm, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir ganz genau an-

zugeben, was gethan werden müßte, um Herrn von Blierbefe zu helfen, ohne sein Ehrgefühl zu verletzen. Ich kenne den Stand seiner Angelegenheiten: mein Oheim hat mir genug davon erzählt. Unter Anderem existirt ein Wechsel von viertausend Franken zu Gunsten der Hoogebaan'schen Erben. Diesen Wechsel möchte ich sofort in meinen Besitz bringen, sollte ich auch das Zehnfache seines Werthes zahlen müssen."

Mit sichtlichem Erstaunen und ohne zu antworten sah der Notar den jungen Denecker an. Dieser fragte ängstlich: „Warum beunruhigt Sie mein Wunsch? Sie machen mich beben!“

„Ich begreife Ihre Aufregung nicht,“ sprach der Notar. „Aber ich muß annehmen, daß die Nachricht, die ich Ihnen mitzutheilen habe, Sie tief betrüben wird. Ich wage es kaum zu sagen. Ist meine Vermuthung begründet, so bedauere ich Sie mit Recht, Herr Denecker.“

„Mein Gott, was sagen Sie!“ rief Gustav erschreckt. „Erklären Sie sich — hat der Tod den Grinselhof heimgesucht? Ist die einzige Hoffnung meines Lebens vernichtet?“

„Nein, nein,“ sprach der Notar rasch. „Beruhigen Sie sich: sie leben noch Beide; aber ein großes Unglück hat sie betroffen.“

„Wie . . . wie!“ stotterte der junge Mann in fieberhafter Aufregung.

„Bitte, beruhigen Sie sich!“ fuhr der Notar fort. „Setzen Sie sich und hören Sie . . . Es ist nicht so schrecklich als Sie glauben, da Ihr Reichthum Ihnen jedenfalls gestattet, ihr Elend zu lindern.“

„O, Gott sei Dank!“ rief Gustav erfreut. „Aber ich beschwöre Sie, Herr Notar, beeilen Sie sich, beruhigen Sie mich: Ihre Gelassenheit spannt mich auf die Folter!“

„So vernehmen Sie denn, daß der fragliche Schuldbrief während Ihrer Abwesenheit verfallen ist. Herr von

Blierbefe hat Monate lang fruchtlose Versuche gemacht, das nöthige Geld aufzutreiben, um ihn einzulösen. Andererseits waren seine Güter mit hohen Schulden belastet. Um der Schande eines Zwangsverkaufs zu entgehen, hat er seine Güter und seinen Hausrath freiwillig versteigern lassen. Der Ertrag erreichte kaum die Höhe seiner Schulden; Jedermann ist befriedigt worden, dank dem edlen und noblen Benehmen des Herrn von Blierbefe, der sich in das äußerste Elend gestürzt hat, um seinen Namen unbeschleckt zu erhalten.“

„Also bewohnt Herr von Blierbefe seinen Familiensitz als Miether?“

„Keineswegs; er hat ihn verlassen.“

„Und wo hat er sich denn hinbegeben? Ich muß ihn noch heute sehen und sprechen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Sie wissen's nicht?“

„Kein Mensch weiß es; er ist mit seiner Tochter verschwunden, ohne Jemand von seinen Plänen zu unterrichten.“

„Mein Gott, was sagen Sie da!“ rief Gustav im höchsten Grade bestürzt. „Ich soll also noch länger von ihr getrennt sein! Nicht wissen, was aus ihr geworden ist! ... Ich zittere ... eine schreckliche Angst ergreift mich ... Also Sie können mir ihren Aufenthaltsort nicht angeben? Niemand, Niemand weiß, wo sie sind?“

„Niemand!“ wiederholte der Notar. „Am Abend nach dem Verkauf hat Herr von Blierbefe zu Fuß den Grinselhof verlassen und irgend einen Weg durch die Haide eingeschlagen. Seitdem habe ich selbst bereits einige Versuche gemacht, seinen Aufenthaltsort zu entdecken, jedoch ohne den geringsten Erfolg.“

Bei dieser betäubenden Nachricht ergriff den jungen Mann ein nervöses Zittern und er erbleichte; vor Ver-

zweiflung drückte er krampfhaft die Hände vor das Gesicht, als hätte er die Thränen verbergen wollen, die aus seinen Augen rollten. Was der Notar ihm vorhin über das Unglück von Lenorens Vater mitgetheilt, wie schmerzlich es ihn auch berührt, hatte ihn doch weit weniger ergriffen, weil dessen Armuth ihm bereits bekannt war; allein die Gewißheit, seine Geliebte nicht sofort wiedersehen und sie ihrer traurigen Lage nicht augenblicklich entreißen zu können, erfüllte sein Herz mit gramvoller Trauer, während die Ungewißheit über ihr Schicksal ihn erbeben machte, da er ein noch größeres Unglück befürchtete.

Der Notar, den jungen Mann fest anblickend, suchte von Zeit zu Zeit die Achseln und sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck von Mitleid angenommen. Endlich sagte er in tröstendem Tone:

„Sie sind noch jung, Herr Denecker, und übertreiben, wie das die Gewohnheit Ihres Alters ist, sowol Freude wie Schmerz. Ihre Verzweiflung ist unbegründet; in unserer Zeit ist es so leicht, die Menschen zu entdecken, die man auffuchen will. Mit ein wenig Geld und einiger Mühseligkeit ist man fast sicher, in einigen Tagen über den Aufenthaltsort des Herrn von Blierbeke Auskunft zu erhalten, und wohnte er auch in einem fremden Lande. Wollen Sie mich mit diesem Auffuchen beauftragen, so werde ich weder Zeit noch Mühe sparen, Ihnen so bald wie möglich befriedigende Nachrichten zu verschaffen.“

Gustav sah den Notar hoffnungsvoll an, drückte ihm die Hand und sagte mit dankbarem Lächeln:

„Erweisen Sie mir diesen unschätzbaren Dienst, Herr Notar; sparen Sie kein Geld; setzen Sie, wenn nöthig, Himmel und Erde in Bewegung; aber um Gottes willen, daß ich erfahre, möglichst bald erfahre, wo Herr von Blierbeke mit seiner Tochter geblieben ist! Es ist mir unmöglich, Ihnen zu sagen, wie ich leide und wie glühend mein Verlangen ist, sie wiederzusehen! Ich versichere Sie, Ihre

erste glünstige Nachricht wird mir willkommener sein, als schenkten Sie mir das Leben!"

"Fürchten Sie nichts, Herr Denecker; um Ihnen diesen Dienst zu erweisen, sollen alle meine Schreiber noch heute bis tief in die Nacht in dieser Sache beschäftigt werden. Morgen früh werde ich mich nach Brüssel begeben und dort die Hilfe der Polizeibehörde in Anspruch nehmen. Da Sie mir gestatten, auf die Kosten keine Rücksicht zu nehmen, wird es fast von selbst gehen."

"Ich meinerseits werde die zahlreichen Correspondenten unseres Handelshauses benutzen und unausgesetzte Anstrengungen machen, um sie zu entdecken, müßte ich auch deshalb weite Reisen unternehmen."

"Fassen Sie also wieder Muth, Herr Denecker," sprach der Notar; "ich zweifle nicht, daß wir in kurzer Zeit unser Ziel erreichen werden . . . Und da Sie nun meiner Dienstfertigkeit versichert sind, erlauben Sie mir, ein wenig in Ruhe mit Ihnen zu reden . . . Ich habe nicht das Recht, Sie nach Ihren Plänen zu fragen, und jedenfalls noch weniger das Recht, vorauszusetzen, diese Pläne könnten anders als sehr achtungswerth sein . . . Sie haben also die Absicht, Fräulein Lenore zu heirathen?"

"Das ist meine unabänderliche Absicht," antwortete der junge Mann.

"Unabänderlich?" wiederholte der Notar. "Wohlan! Allein das Vertrauen, das Ihr verehrter Oheim mir stets schenkte, und mein Amt als Notar und Rathgeber machen es mir zur Pflicht, Sie mit kaltem Blute darauf hinzuweisen, was Sie thun wollen. Sie sind Millionär, Sie tragen einen Namen, der im Handel allein schon ein bedeutendes Capital repräsentirt. Herr von Blierbeke besitzt nichts; seine Verarmung ist Jedermann bekannt und die Welt verdammt — mit Recht oder mit Unrecht — den verarmten Edelmann zu Schmach und Verachtung. Bei Ihrem Vermögen, Ihrer Jugend, Ihrem Außern können

Sie auf die Hand einer sehr reichen Erbin Anspruch machen und Ihr Vermögen leicht verdoppeln . . .“

Gustav hatte die ersten Worte dieser Tirade mit peinlicher Ungeduld angehört, aber bald die Augen von dem Notar abgewandt, um an andere Dinge zu denken. Plötzlich kehrte er sich ihm wieder zu, fiel ihm in die Rede und antwortete in kurz angebundenem Tone:

„Schon gut; Sie thun Ihre Pflicht; ich danke Ihnen; aber genug davon! . . . Sagen Sie mal, wem gehört jetzt der Grinselhof?“

Der Notar schien etwas verblüfft über die Unterbrechung und den geringen Eindruck seiner Rathschläge. Allein er verschluckte seinen Aerger, begann malitiös zu lächeln und antwortete:

„Ich sehe, Ihr Entschluß ist unerschütterlich; handeln Sie also nach Ihrem freien Willen . . . Der Grinselhof ist von den Hypothekengläubigern gekauft, da er mit den dazu gehörigen Grundstücken offenbar unter dem Werthe geblieben ist.“

„Wer bewohnt ihn jetzt?“

„Er ist unbewohnt geblieben. Im Winter zieht man nicht auf das Land.“

„Man würde ihn also von den Eigenthümern zurückkaufen können?“

„Gewiß. Ich selbst bin beauftragt, ihn unter der Hand zu der Höhe der Hypotheken zum Verkauf anzubieten.“

„Der Grinselhof gehört mir!“ rief Gustav. „Herr Notar, setzen Sie die Eigenthümer sofort davon in Kenntniß.“

„Sehr wohl, Herr Denecker; betrachten Sie den Grinselhof von jetzt an als Ihr Eigenthum. Wenn Sie ihn zu besichtigen wünschen, werden Sie die Schlüssel bei dem Pächter finden.“

Gustav ergriff seinen Hut, drückte dem Notar freundschaftlich die Hand und sprach:

„Ich bin müde und bedarf der Ruhe. Mein Gemüth

ist durch die traurige Nachricht zu sehr erschüttert. Also Gott befohlen, Herr Notar, und beginnen Sie nun sofort Ihr Versprechen zu erfüllen; mein Dank wird größer sein, als Sie vermuthen können. Leben Sie wohl bis morgen!"

Und traurig verließ Gustav das Haus des Notars, um in der Einsamkeit über den unerwarteten Schlag nachzudenken, der ihn so schmerzlich getroffen hatte.

Behntes Kapitel.

Schon lange hat der schöne Frühling der Erde ihr trauriges Winterkleid genommen und der ganzen Schöpfung neues Leben und neue Kräfte verliehen.

Auch der Grinselhof prangt wieder in der ganzen Pracht seiner wilden, freien Natur: die majestätischen Eichen entfalten ihr spätes Laubwerk, die Alpenrose steht in voller Blüte, die Fliedersträucher erfüllen die Luft mit starken Düften, die Vögel singen von Lust und Liebe, die Maikäfer schwärmen und summen in den Gebüschern, die verjüngte Sonne strömt ihr Feuer in milden Strahlen über die zarten Farben der neugeborenen Blätter aus . . .

Nichts scheint auf dem Grinselhofe verändert: seine Wege sind noch immer verlassen, Grabesstille herrscht noch immer in seinem Buschwerk; nur um das Haus herum ist mehr Leben und Bewegung als früher. Dort sieht man zwei Knechte einen stattlichen Wagen mit Wasser begießen und von Staub und Schmutz reinigen; in dem Stalle hört man das Stampfen und Wiehern von Pferden. Ein junges Dienstmädchen steht auf der Schwelle und lacht und plaudert fröhlich mit den Knechten.

Plötzlich ertönen aus dem Hause die hellen Klänge einer silbernen Tafelglocke. Das Mädchen eilt hinein, indem es fast erschreckt ausruft:

„O Himmel, der Herr verlangt sein Frühstück, und es ist noch nicht fertig!“

Doch einige Augenblicke später geht sie die Treppe hinauf und bringt auf einem kostbaren Theebret das Frühstück nach oben; sie tritt in das Eßzimmer und stellt schweigend das Theebret auf den Tisch vor einen jungen Mann, der sehr in Gedanken vertieft scheint. Eben so stumm verläßt sie das Zimmer wieder.

Der junge Mann erwacht aus seinen Träumereien und beginnt mit großer Zerstreutheit zu frühstücken, — er scheint nicht zu wissen, was er thut.

Die Möbel, welche das Zimmer schmücken, bilden einen seltsamen Contrast: während einige Gegenstände durch den Reichthum und die Schönheit ihrer Form auffallen und sich als Erzeugnisse des neuesten Geschmacks zu erkennen geben, befinden sich dort auch Sessel und Schränke, deren dunkelbraune Farbe und kunstvolle Schnitzereien ein hohes Alter verrathen — ja es sind Gegenstände darunter, die offenbar durch zwei bis drei Jahrhunderte den Angriffen der Zeit getrotzt haben. An den Wänden hängen zahlreiche alte Gemälde, deren Goldrahmen mit Staub und Flecken bedeckt sind und allen Glanz verloren haben. Es sind Porträts von Kriegern, Staatsmännern, Aebten und Prälaten.

Sowol diese Porträts wie mehrere andere Gegenstände tragen das Wappen des Hauses Blierbeke.

Indeß, wir wissen, daß bei dem öffentlichen Verkauf auf dem Grinselhofe Alles, was Herrn von Blierbeke gehörte, in die Hände einer Menge Menschen gerathen ist. Wie ist es denn gekommen, daß diese Gemälde an den Platz, den sie für immer verlassen zu haben schienen, zurückgekehrt sind? . . .

Der Herr steht, noch immer zerstreut, von seinem Stuhle auf. Langsamem Schrittes geht er durch den Saal, bleibt stehen, betrachtet traurigen Blickes die Porträts, beginnt wieder seine Wanderung, bedeckt die Augen mit der Hand, um noch ungestörter nachzudenken und nähert sich

einer alten Cassette, die auf einem Tische steht. Scheinbar gleichgiltig öffnet er sie und nimmt einige bescheidene Schmucksachen heraus: ein Paar goldene Ohrringe und ein Halsband von rothen Korallen. Lange Zeit betrachtet er mit traurigem Lächeln diese Gegenstände; ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, er richtet die Augen klagend zum Himmel und legt die Kleinode wieder in die Cassette.

Dann verläßt er den Saal und geht die Treppe hinunter in den Hof.

Die Knechte und Mägde grüßen ihn im Vorbeigehen; er nickt stumm mit dem Kopfe und verschwindet auf dem dunkelsten Gartenwege.

Am Fuße eines wilden Kastanienbaumes bleibt er stehen und kreuzt die Arme über der Brust; seine Lippen murmeln unverständliche Worte; doch bald wird seine Stimme deutlich; in traurigem Tone sagt er:

„Hier war es, wo zum ersten Male das feierliche Bekenntniß ihren jungfräulichen Lippen entschlüpfte. Züchtige Röthe färbte ihre Stirn; verschämt schlug sie die Augen nieder und ihre süße Stimme murmelte das beseligende Liebeswort . . . Und ich, gerührt, verwirrt, in einem Strome unaussprechlicher Seligkeit schwimmend, sprachlos und bebend stand ich neben ihr, als erschreckte mich die Unendlichkeit meines Glückes! . . . O du, dessen Laub so oft die Töne ihrer süßen Stimme vernommen hat, du Zeuge unserer reinen Liebesseufzer — jetzt hat der Frühling deine Stirn wieder mit einer jungen grünen Krone geschmückt; aber an deinen Fuß sind Freude und Glück nicht zurückgekehrt. Die traurigen Klagen eines leidenden Herzens allein steigen zu dir empor; Alles hier ist traurig und trübe: sie, die durch ihre Gegenwart die Einsamkeit beseelte, sie ist weit fort von hier! . . . Wir haben ihn verloren, den Engel, der mit einem einzigen Worte diese Stätte in ein Paradies verwandelte und Freude und Glück

um sich verbreitete, wie die Sonne Leben und Licht verbreitet . . . Ach, sie hat uns verlassen und nichts, nichts bleibt uns als die Erinnerung!“

Nach einigem Schweigen schlug er langsam einen andern Pfad ein und verlor sich tiefer und tiefer in das grüne Dickicht. Von Zeit zu Zeit blieb er bei den Gegenständen stehen, die ihm theuer waren, als Zeugen von Gefühlen, die einst sein Herz erregt hatten und ihm von Derjenigen erzählten, deren Verlust er so sehr betrauerte. Am Rande des Weihers betrachtete er mit unsicherem Blick das lebendige Gewimmel der Goldfische, und etwas weiter, neben der breiten Allee, richtete er den Blick mit einer gewissen Liebe auf die Nelken, die sie mit solch mütterlicher Sorge gepflegt hatte.

So überließ er sich seinen Gedanken und klagte sein Leid Allem, was sie gekannt, Allem, was sie selbst geliebt hatte, bis er endlich, durch die geistige Ueberspannung ermüdet, sich unter dem Katalpastrauch muthlos auf einen Stuhl niederließ.

Lange saß er dort, einzig mit seinen traurigen Gedanken beschäftigt, bis die Pächterin mit einem Buche in der Hand zu ihm trat und in fröhlichem Tone sagte:

„Herr Denecker, hier ist ein Buch, in welchem Fräulein Lenore zu lesen pflegte. Mein Mann hat gestern auf dem Markte den Bauer erkannt, der es auf der Auction gekauft hatte; er ist mit ihm gegangen, um es zurück zu holen. Es muß ein sehr schönes Buch sein, und wenn es nicht von unserm gnädigen Fräulein wäre, käme es mir nicht aus den Händen; mein Mann sagt, es heiße Lucifer.“

Während die Pächterin also redete, hatte der junge Mann mit großer Freude das Buch an sich genommen und durchblätterte es nun, ohne, wie es schien, auf die Worte der guten Frau zu achten. Endlich blickte er auf und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, liebe Frau;

„Sie können nicht glauben, wie ich mich freue, so oft ich etwas wiederfinde, das Ihrer Herrin gehört hat. Seien Sie überzeugt, ich werde Ihnen das nicht vergessen.“

Darauf blickte er wieder in das Buch und schien aufmerksam darin zu lesen. Allein die Pächterin entfernte sich noch nicht und fragte in betrübtem Tone:

„Herr Denecker, darf ich mir erlauben zu fragen, ob von unserm gnädigen Fräulein noch immer keine Nachricht eingetroffen ist?“

Der junge Mann schüttelte verneinend den Kopf und antwortete:

„Leider noch nicht die geringste, liebe Frau. Alle Nachforschungen bleiben fruchtlos.“

„Das ist aber doch recht traurig,“ klagte die Frau. „Gott weiß, wo sie sich jetzt befindet und was sie leidet! Beim Fortgehen sagte sie mir, sie wolle für ihren Vater arbeiten; aber um mit den Händen den Lebensunterhalt zu verdienen, muß man von Jugend auf gearbeitet haben. Ach, wenn ich daran denke, blutet mir das Herz. Unser gutes Fräulein muß jetzt vielleicht fremden Leuten dienen und wie eine Sklavin sich um einen Bissen Brod abarbeiten . . . Ich habe auch gedient, Herr; ich weiß, was es heißt, vom Morgen bis zum Abend für Andere arbeiten . . . Und so schön, so gebildet, so freundlich! Es ist wirklich grausam; ich kann nie meine Thränen unterdrücken, wenn ich an ihr trauriges Loos denke . . .“

In der That waren ihr die Thränen in die Augen getreten, doch wischte sie sie rasch fort.

Der junge Mann, durch den theilnehmenden Ton ihrer Stimme gerührt, blieb stumm, den Blick auf den Tisch gerichtet. Die Frau fuhr fort:

„Und jetzt, da sie so glücklich sein, da sie wieder Herrin des Grinselhofes, auf dem sie geboren und aufgewachsen ist, werden könnte, — jetzt, da Herr von Blierbefe hier ohne Kummer seine alten Tage verleben könnte — jetzt

irren sie in der Welt umher, jetzt sind sie arm, ja vielleicht krank und von Jedermann verlassen! Ach Herr, es ist recht traurig, seine Wohlthäter so unglücklich zu wissen und nichts für sie thun können, als Gott bitten und auf seine Barmherzigkeit hoffen."

Ohne es zu wollen, hatte die gute Frau im Herzen ihres neuen Herrn die empfindlichste Saite berührt und ihn tief aufgeregt; jetzt erst bemerkte sie, daß stille Thränen seinen Augen entströmten und seine Finger sich krampfhaft bewegten. Mit einer gewissen Angst sagte sie:

"Verzeihen Sie mir, Herr, daß ich Ihnen so viel Kummer verursacht; mein Herz ist zu voll; es fließt über und ich rede fast ohne es zu wissen. Habe ich Unrecht gethan — Sie sind so gut . . . Sie werden mir gewiß nicht zürnen . . . Denn ich liebe unser Fräulein so sehr und bin so traurig über ihr Unglück . . . Haben Sie mir nichts zu befehlen?"

Sie wollte gehen; doch der junge Mann erhob den Kopf und seine Thränen unterdrückend, sprach er tief gerührt:

"Ich Ihnen zürnen, Mutter Beth, weil Sie so viel Theilnahme für die arme Lenore an den Tag legen! O nein! Im Gegentheil, ich danke Ihnen dafür! Sie thun mir wohl, die Thränen, die Sie meinen Augen entlocken; denn ich leide schrecklich und bin unglücklich, liebe Frau. Das Leben wird mir zur Last, und wenn mich Gott von der Erde abriefe, ich würde mit Freuden sterben . . . Alle Hoffnung, sie noch einmal wiederzusehen, ist verschwunden . . . Vielleicht erwartet sie mich schon da oben . . ."

"Ach Herr, was sagen Sie da!" rief erschreckt die Pächterin. "Nein, das kann nicht sein!"

"Sie sind betrübt, gute Frau und weinen über ihr Unglück," fuhr der junge Mann fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten; "aber begreifen Sie denn nicht, wie sehr meine Seele von Schmerz und Reue verzehrt wird? —

wie kein einziger Augenblick meines Lebens vergeht, ohne daß neues Leid mich heimsucht? Ach, Monate lang erflehte ich von Gott als die höchste Günst das Glück, sie wieder zu sehen — endlich sind alle Hindernisse überwunden, — ich darf sie meine Braut nennen, sie glücklich machen . . . Fast überwältigt von Freude und Ungeduld eile ich mit Blitzeschwelle in die Heimat zurück . . . und nun als einzigen Lohn, als einzigen Trost die schrecklichste Einsamkeit! . . . Wissen, daß sie arm ist und vielleicht vor Noth zu Grunde geht, — wissen, daß meine Geliebte, meine edle Lenore unglücklich ist und sie dennoch aus der Erniedrigung nicht befreien können! — die Tage ihres Leidens in ohnmächtiger Verzweiflung zählen müssen und nicht einmal sicher sein, daß der Schmerz sie nicht getödtet habe! . . .“

Tiefe Stille folgte diesen traurigen Klagen; die Pächterin hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und war tief gerührt. Nach einigen Augenblicken versuchte sie ihn zu trösten und sagte:

„Ach, Herr, ich begreife recht gut, daß Sie sehr leiden müssen; und dennoch — warum verzweifeln? Wer weiß, ob nicht unerwartet eine Nachricht von unserm Fräulein kommt? Gott ist gut; er wird unsere Bitten erhören . . . und dann wird die Freude über ihre Rückkehr uns all unsern Schmerz vergessen machen!“

„Wöchte Ihre Hoffnung sich verwirklichen, gute Frau. Aber es sind nun schon sieben Monate, daß sie fort sind, und seit drei Monaten sind Hunderte von Menschen in Bewegung, um Erkundigungen nach ihnen einzuziehen; in allen Städten sind Versuche gemacht, sie zu entdecken, — und noch keine einzige Nachricht, noch nicht das mindeste Zeichen, daß sie noch leben! Meine Vernunft sagt mir ebenfalls, daß ich nicht verzweifeln darf, aber mein ungeduldiges blutendes Herz ruft mir in einem fort zu, ich habe sie verloren, für immer verloren!“

Er stand auf und wollte den Katalpastrauch verlassen, um sich von der Pächterin zu entfernen, als er plötzlich überrascht den Kopf emporrichtete und sagte, während er mit dem Finger nach dem Wege zeigte:

„Da — hören Sie nichts?“

„Ein galoppirendes Pferd,“ antwortete die Pächterin, ohne zu begreifen, warum dies Geräusch auf ihren Herrn einen so starken Eindruck machte.

„Armer Narr,“ sagte der junge Mann seufzend und mit einem trüben Lächeln. „In der That, was geht mich ein vorbeilaufendes Pferd an?“

„Sehen Sie, sehen Sie, es lenkt in die Allee ein,“ rief die Pächterin mit wachsender Aufregung. „Mein Gott, der Bote bringt gewiß eine Nachricht. Möchte es eine glückliche sein!“

In der That sprengte der Reiter in vollem Galopp durch das Thor und hielt sein Pferd an, sobald er den Herrn und die Pächterin auf sich zueilen sah. Er stieg ab, zog einen Brief hervor, und reichte ihn dem Herrn vom Grinselhof, indem er sagte:

„Herr Denecker, ich komme von dem Notar, der mir befohlen hat, Ihnen so rasch wie möglich diesen Brief zu überbringen.“

Nach diesen Worten führte er sein schweißtriefendes Pferd nach dem Stalle.

Mit bebenden Händen riß Gustav das Siegel von dem Briefe, während die Pächterin mit hoffnungsvollem Lächeln und weit geöffneten Augen seinen Bewegungen folgte.

Beim Lesen der ersten Zeilen wurde er kreidebleich; dann aber begann er an allen Gliedern wie ein Rohr zu beben und rief mit emporgehobenen Händen freudig aus:

„Gott sei Dank! Sie ist wiedergefunden!“

„Herr — Herr —!“ rief die Pächterin, „eine gute Nachricht?“

„Ja, ja — freut euch Alle! Lenore lebt, und ich weiß,

wo sie ist! Ich werde sie zurückholen.“ antwortete Gustav, außer sich vor Glück, während er auf das Haus zueilte, alle seine Dienstknechte bei Namen rief und in großer Hast zu ihnen sagte:

„Rasch den Reisewagen — die englischen Pferde — meinen Koffer — meinen Mantel! Eilt, fliegt!“

Und selbst mit Hand anlegend, trug er mehrere für die Reise nothwendige Gegenstände in den Wagen, den man aus der Remise gezogen hatte. Die Pferde wurden vorgespannt, und obgleich sie wie ungeduldige Löwen mit den Hufen die Erde stampften und vor Eifer die Zugriemen fast zerrissen, bekamen sie doch empfindlich die Peitsche zu fühlen.

Wie vom Winde entführt, flog der Wagen pfeilschnell durch das Thor und wirbelte bald in dicken Wolken den Staub der Antwerpener Chaussee hoch empor.

Elftes Kapitel.

Wir begeben uns im Geiste ebenfalls auf die Reise und versetzen uns in die französische Stadt Nancy, um Herrn von Blierbeke und seine Tochter aufzusuchen.

Durchkreuzen wir eine Anzahl enger Straßen in der sogenannten Altstadt und bleiben wir endlich vor einem bescheidenen Schuhmacherladen stehen. Hier sind wir am Ziele.

Durchschreiten wir den Laden, ersteigen wir die Treppe... noch höher! . . . Deffnen wir nun die kleine Thür links . . .

Es sieht hier ärmlich aus, obgleich überall Sauberkeit und Geschmack herrscht. Die Vorhänge des Bettes sind schneeweiß; der Kachelofen ist glänzend polirt, der Fußboden nach flämischer Sitte mit Sand bestreut.

Vor dem offenen Fenster blühen Maßliebchen und Veilchen in der Sonne. Neben ihnen hängt ein Bauer, worin sich ein Goldfink befindet.

Wie still ist es in dem Stübchen! Nicht der geringste Laut unterbricht seine friedliche Einsamkeit.

Und doch sitzt ein junges Mädchen an dem offenen Fenster, — allein sie ist so eifrig mit einer Näharbeit beschäftigt, daß man keine andere Bewegung als das schnelle Hinundher der rechten Hand an ihr bemerkt.

Die Kleidung der jungen Arbeiterin ist höchst bescheiden, aber sehr geschmackvoll, — Alles an ihr verräth eine solche Anmuth, daß ein Hauch von Frische und Lebensfreude sie zu umschweben scheint.

Arme Lenore, das also ist das Loos, welches dir bestimmt war! Deine edle Abkunft unter dem Pfannendach einer Arbeiterwohnung verbergen, fern von deiner Heimat einen Zufluchtsort suchen gegen Spott und Verachtung, unermüdtlich arbeiten, wider Noth und Entbehrungen kämpfen müssen, niedergebeugt unter der Last des Grams, das Herz zerrissen von den unheilbaren Wunden der Demüthigung und Verzweiflung!

Ohne Zweifel hat das Elend deinem Antlitz bereits die gelbe Farbe der Noth verliehen; der Kummer hat dein Herz gebrochen und deinem Blicke den hellen, funkelnden Glanz geraubt . . . Sterbende Blume, von einem geheimen Leid zernagt! . . .

O, Gott sei Dank, dem ist nicht so! Das Helddenkmal, das in deinen Adern fließt, hat dich stark gemacht wider das Schicksal. Schöner noch als früher ist dein engelgleiches Wesen. Hat auch das Leben in einem engen Raume den braunen Teint von deinen Wangen gewischt, um so rührender ist die zarte Farbe deines Antlitzes, um so weißer deine edle Stirn, um so frischer das Rosenroth deiner Wangen. Noch glänzt dein schwarzes Auge von Feuer und Leben unter den langen Wimpern; noch ist dein feiner Mund bezaubernd und umgeben von süßem jungfräulichem Lächeln!

Vielleicht birgt dein Herz noch einen reichen Schatz von

Muth und Hoffnung; vielleicht schwebt dir noch ein theureres Bild vor Augen. Vielleicht schöpft du aus der Quelle der Erinnerung Kraft, um siegreich mit dem Mißgeschick zu kämpfen?

Seht, die Jungfrau versinkt in Träumerei. Ihre Hand ruht — sie arbeitet nicht mehr. Das Haupt über ihre Arbeit geneigt, scheint sie zu Boden zu blicken; ihre Seele, nach einem fernem Lande entführt, überläßt sich unbewußt dem Strome süßer Erinnerungen.

Sie legt das Kissen auf den Stuhl und steht langsam auf. An das Fenster tretend, betrachtet sie eine Weile ihre bescheidenen Blumen, pflückt ein Maßliebchen, entblättert es zerstreut und richtet dann den Blick in die Ferne, nach einem wilden Kastanienbäume, der seine Jahrhunderte alte Krone zwischen den Dächern emporhebt.

Der Anblick dieses ihr nur zu wohl bekannten Baumes macht einen gewaltigen Eindruck auf ihr Gemüth. Ein unerklärliches Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht; ihre Augen füllen sich mit Thränen; mit vollen Zügen athmet sie die frische Frühlingsluft und das warme Sonnenlicht. Der Ausdruck ihres Antlitzes verändert sich zuweilen; man möchte sagen, sie wandle im Geiste umher im Kreise geliebter Wesen und rede mit ihnen von Glück und Freude. Ihre Lippen murmeln einen unverständlichen Namen, den jedesmal ein trauriges Lächeln begleitet. . . Vielleicht murmelt sie den Namen eines fernem Freundes!

Bald richtet sich ihr Blick voll Mitleid auf den Goldfink, der unruhig in seinem Kerker umherspringt und mit dem Schnabel das Gitter seines Gefängnisses zu brechen sucht. Eine Weile betrachtet sie das Vögelein in träumerischer Vergessenheit und sagt dann mit sanfter Stimme:

„Warum suchst du uns zu verlassen, mein Liebling? — du, unser treuer Gefährte in unserm Leid? Sei doch fröhlich! Vater ist wieder gesund! Jetzt werden wir wieder

ein schönes, glückliches Leben führen . . . Aber was ist es denn, das dich so rastlos in deinem Bauer herumflattern läßt? . . . O, es ist hart, nicht wahr, mein kleines Vögelchen, gefangen zu sein, wenn man weiß, daß da draußen Freude und Freiheit herrschen? Wenn man in Feld oder Wald geboren ist, — wenn man weiß, daß es dort allein, in der schönen Gottessonne, Glück und ein unabhängiges Leben gibt? Ach, armes Vögelein, ich bin wie du ebenfalls ein Kind der Natur; auch ich bin von meinem Geburtsorte losgerissen; auch ich sehne mich nach der erhabenen Einsamkeit meiner Kinderjahre und den stillen Bäumen, die meine Wiege beschatteten . . . Aber ist auch dir wie mir für immer ein Freund entrissen? Mischt sich auch in deine Traurigkeit das Bild dessen, den du einstmals liebtest? Trauerst auch du noch um etwas anderes als um die Freiheit? . . . Aber was frage ich dich? Die Zeit der Liebe ist wieder da, nicht wahr? Lieben ist auch für dich das schönste, das höchste Glück! . . . Ich habe dich in besseren Zeiten gekauft; du bist so lange meine einzige Gesellschaft, meine einzige Freude gewesen . . .“

Bei diesen Worten brachte sie die Hand an das Bauer und fuhr fort:

„Aber ich, ich errathe dein Leid; ich will dir nicht länger sein, was das unerbittliche Schicksal mir ist . . . Da fliege fort! Gott beschütze dich! Geh', genieße in vollen Zügen das, was allen lebenden Wesen am meisten Noth thut: Freiheit und Liebe! . . . Na, wie jubelst du vor Freude, wie entsaltest du deine Schwingen! Lebe wohl, lebe wohl, du Glücklicher! . . .“

Lenore blickte dem Vogel nach, wie er pfeilschnell durch Luft und Licht zum Himmel emporschoss, und kehrte dann mit einem Lächeln stiller Zufriedenheit zu ihrem Stuhle zurück, wo sie das Linnen wieder zur Hand nahm und mit demselben Eifer wie vorhin wieder zu arbeiten begann . . .

Eine Viertelstunde war verstrichen — da hob plötzlich

Lenore das Köpfchen empor und sagte erfreut, während sie auf ein Geräusch horchte:

„Ah, da ist der Vater! Möchte er glücklich gewesen sein!“

Sie verließ ihren Stuhl und ging auf die Thür zu.

Herr von Blierbeke trat, eine Papierrolle in der Hand, in die Stube und näherte sich mit langsamen Schritten einem Stuhle, auf den er leuchtend und ermattet niedersank.

Er war sehr mager geworden; seine Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken, sein Blick war unstät, seine Wangen bleich, das ganze Gesicht leidend. Man merkte gleich, daß eine schwere Krankheit ihn so mitgenommen und zugleich seine Körper- und Geisteskräfte erschöpft hatte.

Er war sehr ärmlich gekleidet. Wol konnte man sehen, daß er lange gekämpft hatte, um die Spuren der Armuth zu verbergen; noch vermochte man auf seinen Kleidern weder einen Fleck noch ein Stäubchen zu entdecken; aber verschliffen war Alles bis auf die Nath; hin und wieder gewahrte man ohne Mühe sorgfältige Ausbesserungen; außerdem waren seine Kleider zu weit und zu breit für seinen abgemagerten Körper. Vielleicht hatten Unglück und Krankheit die männliche Seele des Edelmannes niedergedrückt; vielleicht war sein Muth geknickt, sein Herz gebrochen?

Lenore sah ihn einen Augenblick mit tiefer Traurigkeit an und fragte dann:

„O Gott, Vater, bist du wieder krank?“

„Ach nein, Lenore,“ war die Antwort, „aber ich bin so unglücklich!“

Das Mädchen umarmte ihn zärtlich und sprach, indem es lieblosend seine Hand ergriff:

„Vater, Vater, vor acht Tagen lagst du noch krank zu Bett. Wir flehten Gott um Wiederherstellung deiner Gesundheit — als das höchste Glück, das uns auf Erden zu Theil werden konnte. Gott hat uns erhört: du bist genesen . . . und da macht dich das erste Mißgeschick wieder

unglücklich! Deine Bemühungen sind heute mißgückt, nicht wahr? Ich sehe es an deinem traurigen Gesicht. Wohlan, was liegt daran? Was fehlt uns, um glücklich zu sein? Auf, auf, kämpfen wir wie früher gegen das Unglück; laß uns stark sein und der Armuth mit erhobenem Haupte ins Gesicht sehen: der Muth ist auch ein Reichthum! Also, Vater, vergiß diese Unannehmlichkeit, schau mich an — bin ich traurig? Laß ich mich niederdrücken von verzweifelten Gedanken? . . . Ja, ich habe geweint, geseufzt und gelitten, weil die Krankheit dich so heimsuchte. Aber nun du genesen bist — nun komme was da will, deine Lenore wird Gott immer für seine Güte danken!“

Der Vater blickte seiner begeisterten Tochter mit stillem Lächeln in die Augen und sprach seufzend:

„Arme Lenore, du redest dir selbst Muth ein, um mich zu kräftigen und zu trösten. Der Himmel lohne dir so viel Liebe! Ich kenne die Quelle, aus der du deine Kräfte schöpfst; und dennoch, du mir von Gott geschenkter Engel — deine Worte, dein Lächeln haben eine solche Macht über mich, als ginge ein Theil deiner Seele in die meine über. Ich kehrte zurück mit gebrochenem Herzen, fast voll Verzweiflung. — dein Anblick genügte, mich zu trösten . . .“

„Wohlan, Vater,“ fiel die Tochter ihm in die Rede, während sie ihre Liebkosungen verdoppelte, „erzähle mir deine Begegnisse; dann sollst du auch von mir etwas hören, das dich freuen wird.“

„Ach, mein Kind, ich begab mich nach dem Pensionat des Herrn Noncevaux und erbot mich, den englischen Unterricht wieder zu übernehmen. Aber während meiner Krankheit ist ein Engländer damit betraut worden: wir haben also unser bestes Stück Brod verloren!“

„Und der deutsche Unterricht bei Fräulein Pauline?“

„Fräulein Pauline ist nach Straßburg gezogen; sie lehrt nicht wieder zurück. Also, Lenore, Alles auf einmal

verloren — hatte ich nicht gute Gründe, traurig zu sein? Du selbst scheinst betroffen durch diese unglückliche Nachricht; du wirst blaß, scheint mir?“

In der That hatte das Mädchen die Augen gesenkt und schien überrascht und verwirrt; allein der Appell ihres Vaters brachte sie wieder zum Bewußtsein. Sie antwortete, indem sie sich Gewalt anthat, aufgeräumt zu erscheinen.

„Ich dachte nur an die Unannehmlichkeit, die diese Enttäuschungen dir verursacht haben müssen, Vater, und in der That, das betrübt mich sehr; aber dennoch finde ich noch Gründe, fröhlich zu sein. Jawohl, Vater, denn ich wenigstens habe eine gute Nachricht.“

„So! Du setzest mich in Erstaunen.“

Das Mädchen deutete mit dem Finger nach ihrem Stuhl und fuhr fort:

„Siehst du diese Leinwand? Daraus muß ich ein Duzend Hemden machen, feine Hemden! Und wenn diese fertig sind, bekomme ich wieder eben so viel! Und ich erhalte einen schönen Lohn . . . und ich weiß etwas, das noch besser ist, aber das ist nur erst eine Hoffnung.“

Lenore hatte diese Worte so fröhlich und so rasch gesprochen, daß der Vater sich dem Einfluß ihrer munteren Laune nicht entziehen konnte und ebenfalls zufrieden lächelte.

„Nun, nun, was ist's denn, das dich so glücklich macht?“

Als ob das Mädchen sich Vorwürfe mache wegen der verlorenen Zeit, ging sie zu ihrem Stuhle und begann ihre Näharbeit fortzusetzen. Sie war sichtlich erfreut über den Sieg, den sie über des Vaters Traurigkeit davon getragen. Halb scherzend antwortete sie:

„Ah, du wirst es nie rathen! Weißt du, Vater, wer mir all diese Arbeit besorgt hat? Die reiche Dame, die drüben in dem Eckhause wohnt. Sie ließ mich diesen Morgen rufen, und ich ging während deiner Abwesenheit zu ihr. Nicht wahr, Vater, das wundert dich?“

„In der That, Lenore. Du meinst Frau von Royan,

für die man dir die schönen Kragen zu sticken gegeben. Woher lennt sie dich?"

„Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat die Frau, die mir diese schwierige Arbeit anvertraute, ihr gesagt, wer sie gemacht hat, sie muß ihr sogar von deiner Krankheit und deiner Armuth gesprochen haben, denn die Dame wußte mehr von uns, als du denkst.“

„Gott, sie weiß doch nicht . . .?“

„Nein, sie weiß nicht, was unser Name in unserer Heimat bedeutet.“

„Erzähle weiter, Lenore; du machst mich neugierig. Ich sehe schon, du willst mich nur necken!“

„Wohlau, Vater, da du wieder heiter bist, will ich's kurz machen. Frau von Royan empfing mich sehr liebenswürdig; sie lobte meine schöne Stickerei, fragte mich nach unserm frühern Schicksal und tröstete und ermutigte mich. Und als sie mir diese Leinwand zustellen ließ, hat sie zu mir gesagt: 'Gehen Sie, mein Kind, arbeiten Sie muthig weiter und bleiben Sie immer so tugendhaft; ich will Ihre Beschützerin sein. Ich selbst habe ziemlich viel zu nähen; vielleicht zwei Monate lang haben Sie allein für mich zu arbeiten; aber das genügt nicht: ich werde Sie meinen zahlreichen Bekannten empfehlen und sorgen, daß Sie in Ihrer Arbeit das Mittel finden, mich und Ihren kranken Vater vor aller Noth zu schützen.' — Und ich habe mit thränenden Augen ihre Hand ergriffen und geküßt. Denn ihre edle, zartfühlende Handlungsweise, die mir nicht ein Almosen, sondern Arbeit gab, rührte mich tief. Sie las meine Dankbarkeit in meinen Augen und sagte mit noch größerer Freundlichkeit, indem sie mir auf die Schulter klopfte: 'Nur Muth, Lenore! Es wird eine Zeit kommen, wo Sie Lehrlinge werden nehmen müssen, um Hilfe zu haben; und so gelangen Sie von Stufe zu Stufe immer höher.' — Ja, Vater, das hat sie gesagt; ich weiß ihre Worte auswendig.“

Sie sprang auf, umarmte den Vater und fuhr eifrig fort:
 „Was sagst du nun, Vater? Ist das nicht eine gute Nachricht? Wer weiß? Lehrling, einen Laden, ein Dienstmädchen . . . Du führst die Bücher und besorgst den Einkauf der Stoffe, ich stehe in dem Laden, und leite die Arbeit meiner Näherinnen . . . O, es ist doch schön, glücklich zu sein und zu wissen, daß man Alles der Arbeit seiner Hände verdankt. Dann, Vater, dann wäre dein Gelübde ganz erfüllt, — o dann könntest du deine alten Tage in angenehmer Wohlhabenheit verbringen.“

Herr von Blierbeke lächelte so heiter, sein abgemagertes Gesicht zeigte einen so lebhaften Ausdruck des Glücks, daß die Worte seiner Tochter ihn offenbar bis zur vollsten Vergessenheit ihrer gegenwärtigen Lage hingerissen hatten. Er fühlte das bald selbst und sagte, indem er scherzend den Kopf schüttelte:

„Lenore, Lenore, du süße Verführerin, du bezauberst mich so leicht! Wie ein Kind höre ich auf deine Worte und glaube an das Glück, das du uns versprichst . . . Wie dem sei, wir haben in der That Ursache, Gott zu danken . . . Aber nun im Ernst gesprochen: der Schuhmacher hat mich schon wieder an die Miethe erinnert und mich ersucht, ihn zu bezahlen. Noch zwanzig Franken sind wir ihm schuldig, nicht wahr?“

„Ja, zwanzig Franken Miethe und etwa zwölf in dem Laden. Das ist Alles. Sobald diese Hemden fertig sind, werden wir dem Schuhmacher meinen Lohn auf Abschlag geben und er wird zufrieden sein. In dem Laden will man uns noch borgen. Zwei und einen halben Franken habe ich für meine letzte Arbeit erhalten. Du siehst also, Vater, wir sind noch reich, und ehe vier Wochen um sind, werden wir keine Schulden mehr haben. Du bist genesen, deine Kräfte werden bald zurückkehren . . . es wird Sommer, Alles lächelt uns zu . . . o, wir werden wieder glücklich sein!“

Herr von Blierbefe schien ganz getröstet; neuer Muth glänzte in seinen schwarzen Augen und sein Blick war wieder heiter geworden. Er trat an den Tisch und sagte, indem er die Papierrolle öffnete:

„Ich habe ebenfalls ein wenig Arbeit, Lenore. Der Professor Delsanz hat mir einige Musikstücke gegeben, um sie für seine Schüler abzuschreiben. Das wird mir in einigen Tagen etwa vier Franken einbringen . . . Sei nun ein wenig still, mein liebes Kind; mein Geist ist noch zu zerstreut; beim Sprechen würde ich Fehler machen und vielleicht das Papier verderben.“

„Singen darf ich doch, nicht wahr, Vater?“

„O gewiß! Das stört mich nicht, im Gegentheil, der Gesang erfreut mich, ohne meine Aufmerksamkeit abzulenken.“

Der Vater begann zu schreiben, während Lenore mit leiser und doch fröhlicher Stimme alle ihre Lieder sang und in ihren schönsten Melodien ihrem Herzen Lust machte.

Dabei fuhr sie fleißig fort zu nähen und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf des Vaters Gesicht, um im Nothfall jeden traurigen Gedanken, der ihn beschleichen könnte, sofort zu bekämpfen.

Lange Zeit waren sie Beide so in dieser Weise beschäftigt gewesen, als Lenore auf dem Thurme der Pfarrkirche die Uhr schlagen hörte. Sie legte ihre Arbeit fort, nahm hinter dem Ofen einen Korb hervor, hing ihn an den Arm und schickte sich an, die Stube zu verlassen. Ihr Vater bemerkte es und fragte verwundert:

„Jetzt schon, Lenore?“

„Es hat halb zwölf geschlagen, Vater.“

Ohne eine andere Bemerkung zu machen, neigte Herr von Blierbefe den Kopf wieder über die Musikblätter und fuhr fort zu schreiben. Die Tochter eilte mit leichten, raschen Schritten die Treppe hinunter.

Kurz nachher kehrte sie zurück mit dem Korb voll Kar-

toffeln und noch etwas Anderem, das sie jedoch beim Eintritt in das Zimmer unter ihrer Schürze verbarg.

Sie goß Wasser in einen Topf, stellte ihn neben sich und begann singend die Kartoffeln zu schälen. Da sie in dieser Arbeit sehr geschickt schien, war sie bald fertig damit.

Sie machte Feuer in dem Ofen an, wusch die Kartoffeln und setzte sie auf. Hinten auf die Röhre stellte sie einen kleinern Topf mit ein wenig Butter und viel Essig.

Bis jetzt hatte der Vater noch nicht von seiner Arbeit aufgeblickt: sah er doch täglich das Mittagsmahl bereiten und war es sehr selten, daß ein neues Gericht gekocht wurde. Doch heute waren die Kartoffeln kaum gar, als sich ein angenehmer Geruch durch das Stübchen verbreitete. Herr von Blierbese blickte seine Tochter verwundert an und sprach tadelnd:

„Fleisch! An einem Mittwoch! Lenore, mein Kind, du weißt, wir müssen sparsam leben!“

„Ach, Vater,“ antwortete Lenore leicht lächelnd, „mache dir keine Sorgen, der Doctor hat's befohlen.“

„Aber diesmal täuschest du mich doch, nicht wahr?“

„Nein, nein, der Doctor hat gesagt, wenigstens dreimal in der Woche müßtest du Fleisch essen, wenn wir's uns verschaffen könnten. Es wird dir gut thun, Vater, und rasch deine Kräfte wieder herstellen.“

„Aber, Lenore, unsere Schulden?“

„O Vater, laß mich nur sorgen; Jedermann soll das Seine haben und befriedigt werden. Darüber beunruhige dich nun nicht mehr; ich stehe für Alles ein. Und nun sei so gut und nimm deine Papiere weg, damit ich decken kann.“

Der Vater schüttelte den Kopf und that, um was Lenore ihn gebeten. Diese breitete ein kleines aber schneeweißes Tuch über den Tisch und stellte zwei Teller und die Schüssel mit Kartoffeln darauf — es war ein bescheidenes Mahl, armselig und gewöhnlich war Alles, aber so

zierlich, so frisch und appetitlich, daß das gedeckte Tischchen sogar einen Reichen angelacht hätte.

Vater und Tochter nahmen Platz und neigten das Haupt, während sie mit gefalteten Händen Gott für das gespendete Mahl dankten.

Noch stieg das stille, leise gemurmelte Gebet zu Gott empor, als sich plötzlich auf der Treppe ein Geräusch von Stimmen hören ließ.

Lenore, von heftigem Zittern ergriffen, ward plötzlich in dem Gebet gesührt. Mit weit geöffneten Augen blickte sie gespannt nach der Thür und horchte auf etwas, das ihr unerklärlich und unmöglich schien und sie mit Schrecken und Erstaunen erfüllte.

Der Vater, sich höchlich wundernd über die eigenthümliche Aufregung seiner Tochter, sah sie an, als wollte er sie nach der Ursache ihrer Verwirrung fragen; allein Lenore winkte ihm, zu schweigen.

Neue Töne drangen, und diesmal deutlicher, an ihr Ohr. Lenore erkannte den Ton dieser Stimme. Als hätte ein Donnerschlag sie getroffen, stürzte sie, einen lauten Schrei ausstoßend, mit einem einzigen Sprunge nach der Thür, schloß sie zu und drückte mit Händen und Schulter dagegen.

„Lenore, um Gottes willen, was befürchtest du denn?“ rief erschreckt der Vater.

„Gustav, Gustav!“ schrie das Mädchen. „Er ist da! Er kommt! O fort, fort vom Tische mit alledem! Er allein darf unsere Armuth nicht sehen.“

Das Gesicht des Herrn von Blierbefe verdüsterte sich bei diesen Worten; sein Haupt richtete sich stolz empor; sein Blick ward streng und funkelnd. Stumm trat er zu seiner Tochter und entfernte sie von der Thür. Lenore flüchtete in den äußersten Winkel des Zimmers und beugte tief beschämt den Kopf.

Die Thür flog auf. Ein junger Mann sprang mit

einem Freudenschrei herein und eilte mit offenen Armen auf das bebende Mädchen zu, während er wie von Sinnen unverständliche Worte rief, aus denen man nur den Namen Lenore heraus hörte . . . Ohne Zweifel hätte er in seiner blinden Freude Lenore an seine Brust gedrückt; aber die ausgestreckte Hand und der strenge Blick des Vaters hielten ihn plötzlich zurück.

Er blieb also stehen, blickte überrascht in dem Zimmer umher und bemerkte erstaunt das armselige Essen und die schlechten Kleider des Greises und seiner Tochter. Dieser Anblick mußte ihn schmerzlich berühren, denn er sagte traurig:

„Mein Gott! Das also ist ihr Loos gewesen!“

Aber nicht lange überließ er sich diesem bitteren Gedanken; von Neuem eilte er auf Lenore zu, ergriff mit Gewalt ihre beiden Hände und sprach, während er sie fieberhaft drückte:

„O Lenore, meine Geliebte, sieh mich an, damit ich weiß, ob dein Herz die süße Erinnerung unserer Liebe bewahrt hat.“

Die Jungfrau antwortete mit einem langen, innigen Blicke, einem Blicke, worin sich ganz ihre reine, liebende Seele offenbarte.

„O welch ein Glück!“ rief Gustav begeistert. „Noch immer meine Liebe, theure Lenore! Habe Dank, o Gott! Keine Macht der Erde kann mir meine Braut entreißen! O Lenore, komm in meine Arme, empfang den Brautkuß!“

Er öffnete die Arme, um sie an seine klopfende Brust zu drücken. Lenore, zitternd vor Furcht und Glück zugleich, blieb mit zu Boden gesenktem Blicke erröthend stehen, als ob sie bereit wäre, seinen feierlichen Kuß zu empfangen. Aber bevor der junge Mann dem Drange seines Herzens folgen konnte, stand Herr von Blierbele neben ihm, ergriff ihn fest bei der Hand und hielt ihn zurück. Dann sprach der gerührte Vater in ernstem Tone:

„Herr Deuceker, mäßigen Sie Ihre Freude. Gewiß, es

frent uns sehr, Sie wieder zu sehen; aber es ist weder Ihnen noch uns gestattet, zu vergessen, was wir sind . . . Respectiren Sie unsere Armuth.“

„Wie, was sagen Sie da!“ rief Gustav. „Was Sie sind! Sie sind mein Freund, mein Vater! Lenore ist meine Braut! . . . Gott, warum diejer vorwurfsvolle Blick! Mein Kopf verwirrt sich . . . ich weiß nicht, was ich thue!“

Er ergriff von Neuem Lenorens Hand, zog sie neben ihren Vater und sprach erregt:

„Hören Sie . . . Mein Oheim ist in Italien gestorben; er hat mich zu seinem Universalerben gemacht; auf dem Sterbebette gebot er mir, Lenore zu heirathen; Himmel und Erde habe ich in Bewegung gesetzt, sie wieder zu finden; fern von meiner geliebten Freundin habe ich gelebt und gelitten — endlich finde ich sie wieder! Und jetzt, jetzt komme ich, den Lohn für meine Leiden zu fordern — meinen Reichthum, mein Herz, mein Leben ihr zu Füßen zu legen, — und zum Entgelt bitte ich um das Glück, Lenore zum Altar führen zu dürfen! O mein Vater, gewähren Sie mir diese höchste Günst! Kommen Sie, der Grinselfhof erwartet Sie; ich habe ihn für Sie zurückgekauft, Alles ist wieder dort: die Bildnisse Ihrer Ahnen schmücken wieder die Wände; Alles, was Ihnen theuer war, ist dorthin zurückgekehrt. Kommen Sie, ich werde Ihre alten Tage glücklich machen, o so glücklich! Ich werde Ihre Lenore lieben . . .“

Der Ausdruck in dem Antlitze des Edelmannes hatte sich nicht verändert; nur seine Augen schienen langsam feucht zu werden.

„Ha!“ rief Gustav mit wachsender Leidenschaftlichkeit, „nichts auf Erden soll mir meine Lenore wieder entreißen, — selbst die Macht ihres Vaters nicht! Sie ist mir von Gott geschenkt!“

Er fiel vor Herrn von Blierbefe auf die Kniee, hob bittend die Hände zu ihm empor und rief aus:

„O Verzeihung! Nein, nein, Sie werden mir den Todesstoß nicht geben. Vater, Vater, um Gottes willen, geben Sie mir Ihren Segen! Ihre Kälte tödtet mich!“

Herr von Blierbefe schien den Jüngling vergessen zu haben, seine Augen waren zum Himmel gerichtet, als spräche er ein heißes Dankgebet. Seine Stimme ward endlich vernehmbar; er sagte, während Thränen der Mühsung seine Augen füllten:

„Margarethe, Margarethe, freue dich da oben im Himmel, — mein Gelübde ist erfüllt: dein Kind wird glücklich sein auf Erden!“

Gustav und Lenore, bebend vor Hoffnung, blickten ihm fragend in die Augen, — plötzlich hob er den jungen Mann auf, küßte ihn gerührt und sagte:

„Gustav, mein theurer Sohn, der Himmel segne eure Liebe. Mache mein Kind glücklich — sie ist dein!“

„Gustav, mein theurer Gustav!“ rief das Mädchen indem sie sich dem Vater und dem Geliebten zugleich in die Arme warf.

Der erste Kuß der Liebe ward an des Vaters Brust ausgetauscht, während der Greis die Häupter seiner überglücklichen Kinder mit Thränen benetzte.

.

Und nun, lieber Leser, muß ich dir das Bekenntniß ablegen, daß ich dir die Lage und sogar den wahren Namen des alten Schlosses des Herrn von Blierbefe aus gewissen Gründen verheimlicht habe. Darum wirst du nie errathen, wo Gustav mit seiner vortrefflichen Gattin wohnt.

Was jedoch mich betrifft, ich kenne Herrn und Frau Denecker; ich bin sogar häufig mit ihren beiden lieben Kin-

bern und mit Herrn von Blierbefe, ihrem Großvater, auf dem Grünselhofe spazieren gegangen.

Es steht mir noch immer lebendig vor dem Geiste das bezaubernde Bild häuslichen Glückes, stillen Friedens und gegenseitiger Liebe, das ich dort zuweilen schauen durfte, — wie der alte Edelmann, in dem Garten auf einer Bank sitzend, seinen beiden spiellustigen Enkelchen bereits etwas von den großen Kräften begreiflich zu machen suchte, die in der Natur wirken, — wie die kleine Adeline ihm auf die Kniee kletterte, um ihm die Wangen zu streicheln, und wie der lebhafteste Isidor mit tollen Sprüngen auf seinem Fuße Galopp ritt — während Herr Denecker und seine Gattin dabei standen, einander stumm die Hände drückend und mit inniger Freude das Glück des Großvaters und das fröhliche Spiel der Kinder betrachtend . . .

Wer mir diese Geschichte erzählt hat, werde ich dir ebenfalls nicht verrathen; es genüge dir, zu wissen, daß ich alle Personen, die darin eine Rolle spielen, kenne und sogar mehr als einmal am Tische des Pächters Jaus gesessen habe, dessen Frau Beth und dessen Wlad Kathi recht gern plaudern und mit Vorliebe von ihren Wohlthätern erzählen.



Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag!

Flämische Schriftsteller in Reclams Universal-Bibliothek

Anton Bergmann, Ernst Staas, Advokat. Skizzen und Bilder. Autorisierte Übersetzung mit einer biograph. Skizze von Heinrich Pottmeyer. Nr. 4266/67

„Ernst Staas“ ist eines der populärsten Bücher der flämischen Literatur geworden. „Es hat Wahrheit und Leben, Geist und Gefühl, Feinheit der Zeichnung mit Ungezwungenheit des Pinselstrichs, ist treffend in der Auffassung und malerisch im Ausdruck“, rühmte der holländische Dichter Wk. Beets.

Cyriel Bussse, Geschichten aus Flandern. Berechtigte Übertragung von Gg. Gärtner. Nr. 5916

Zendrik Conscience, Die hölzerne Klara. Erzählung. Deutsch von Rudolph Müldener. Nr. 1789

— Der arme Edelmann. Novelle. Deutsch von Wilhelm Lange. Nr. 929, 29a

— Der Geizhals. Novelle. Deutsch von Dr. Ed. Wegener. Nr. 1298/98a

— Der Rekrut. Novelle. Deutsch von B. Wolff. Nr. 1208

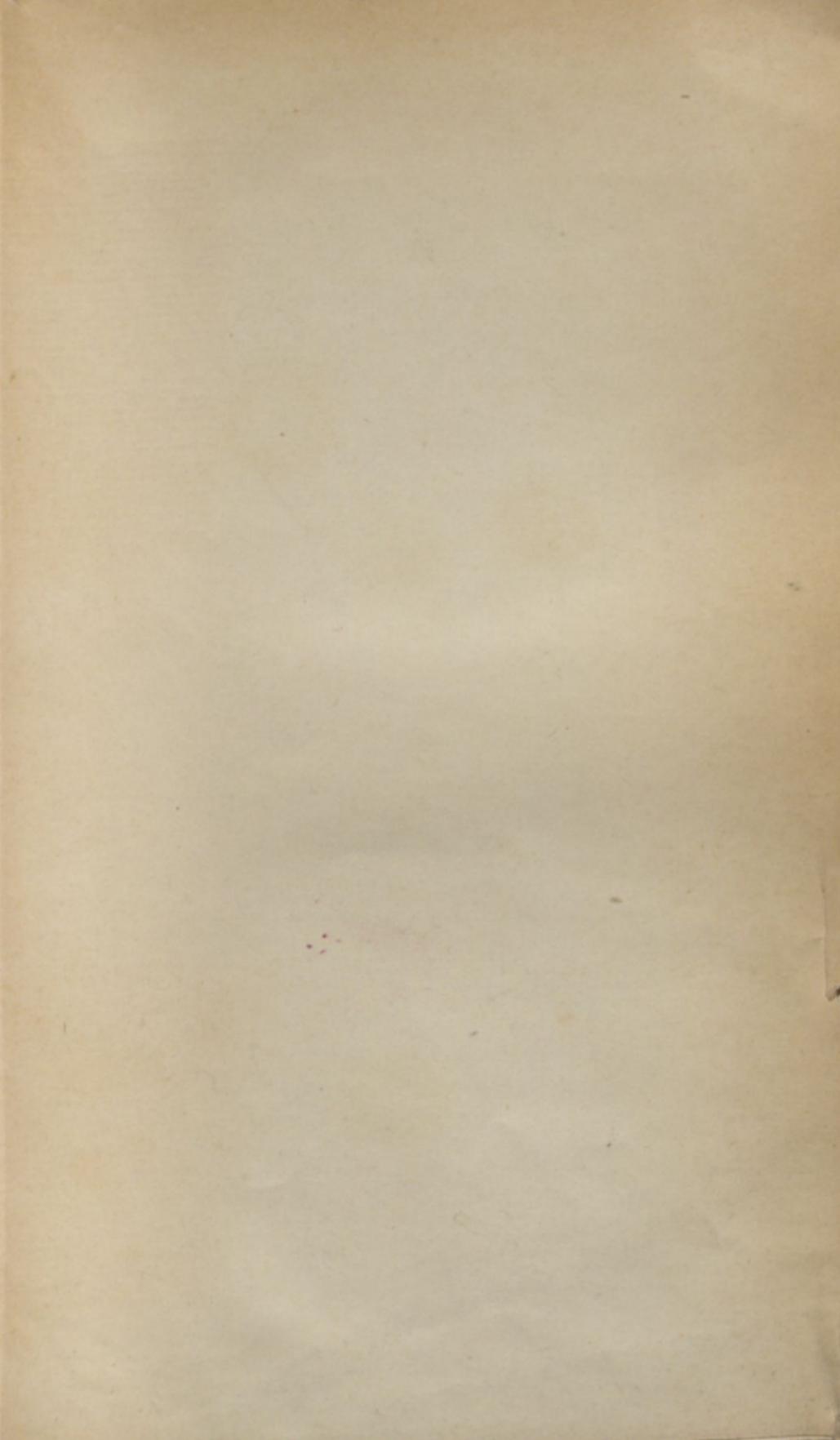
Conscience ist der ursprüngliche Schöpfer der flämischen Prosaliteratur. „Die ländliche Idyll: hat in ihm einen ihrer lebenswürdigsten, gemüt- und humorvollsten Vertreter.“

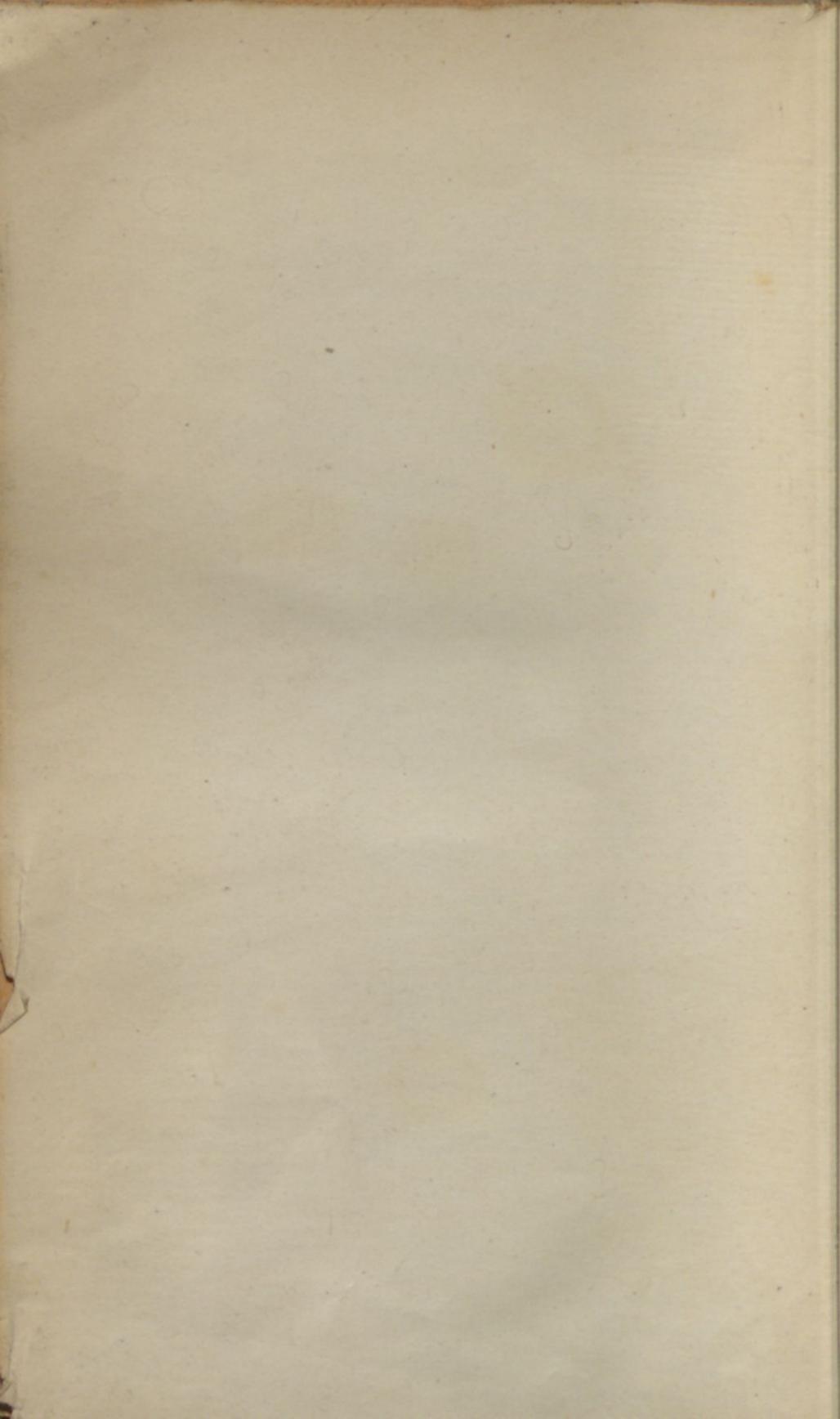
(Hausser, Geschichte der Weltliteratur.)

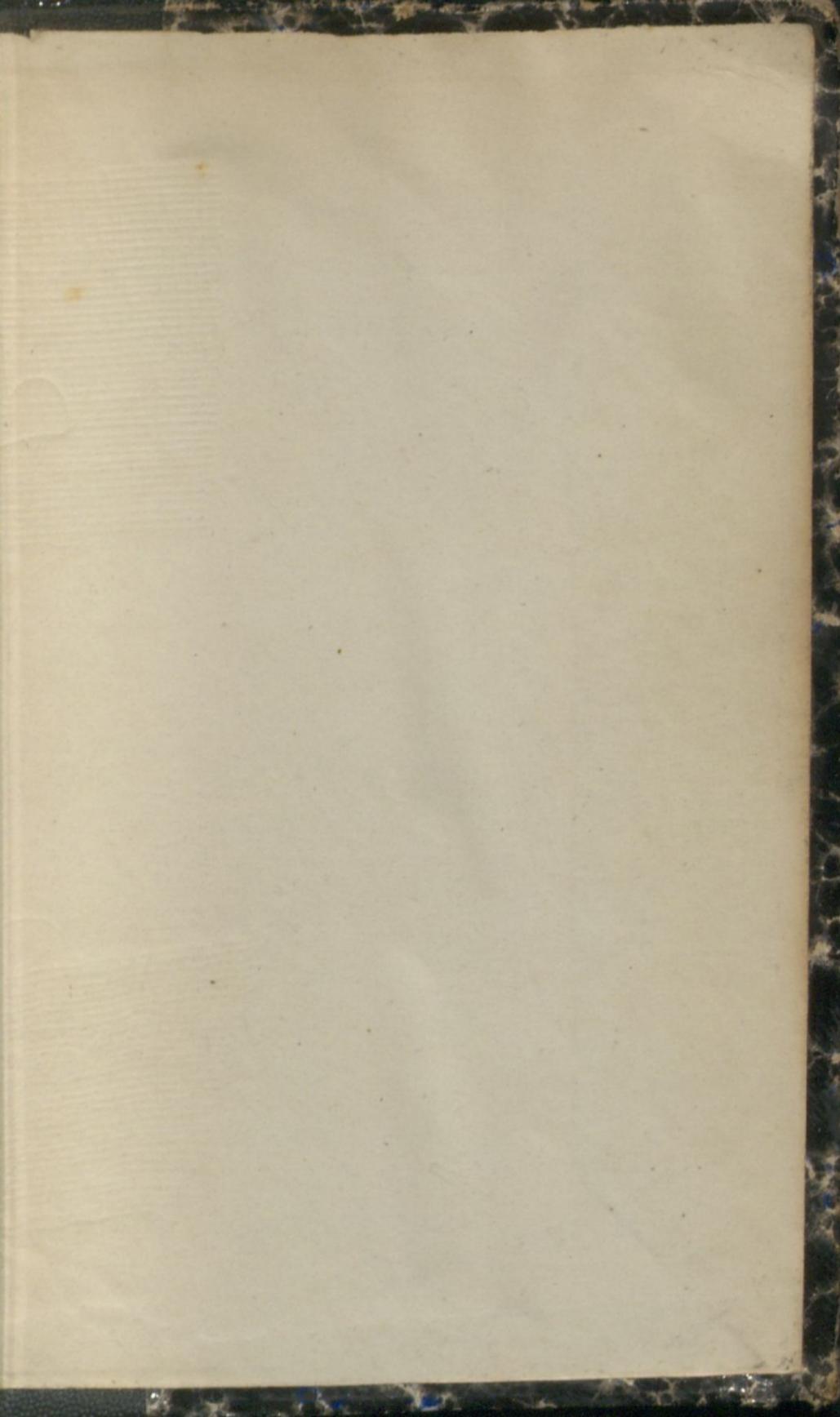
Pol de Mont, Zeiten und Zonen. Ausgewählte Gedichte. Übertragen von Albert Möser. Nr. 3997

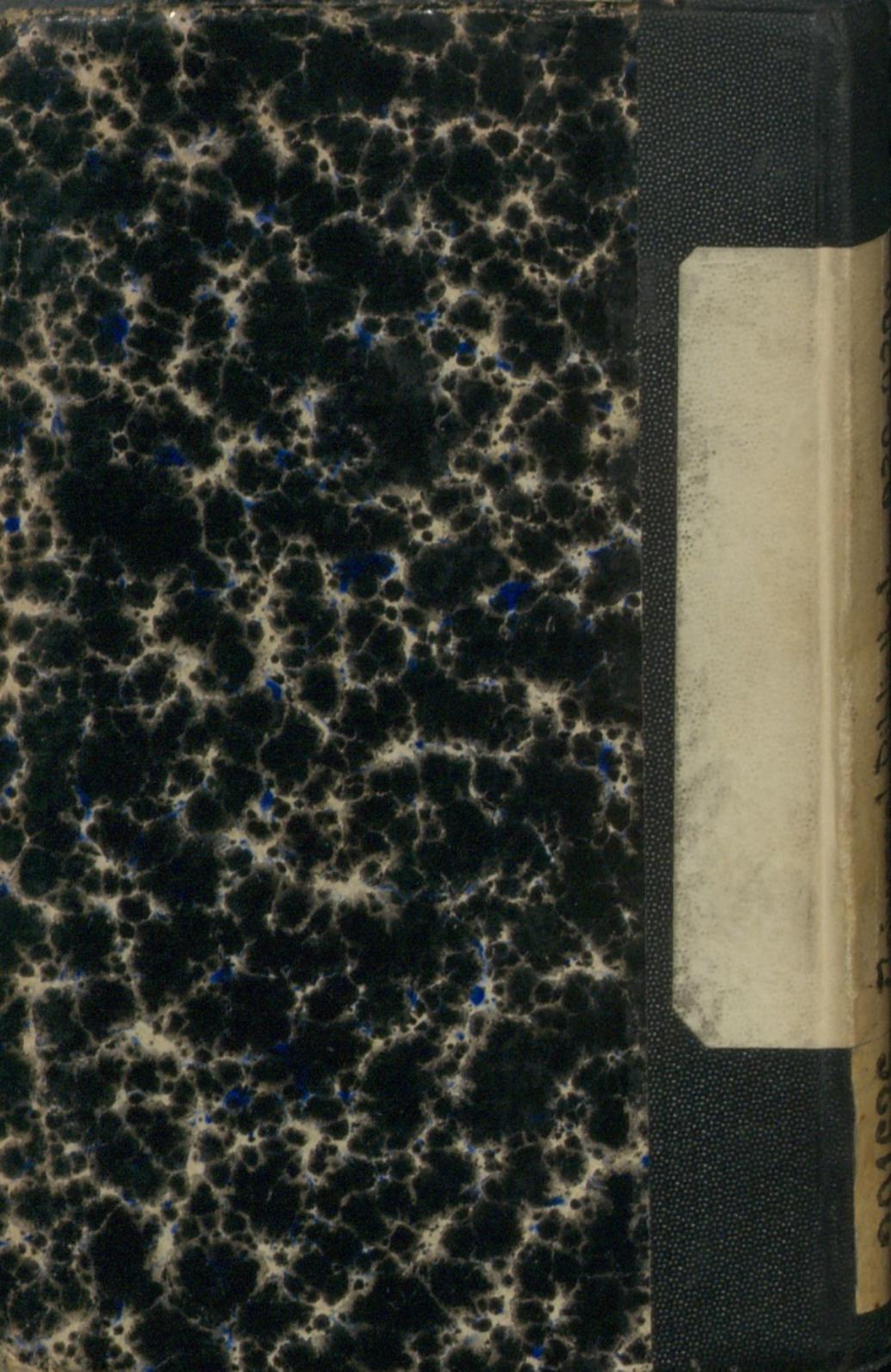
Dieser Band bietet eine Auslese aus dem lyrisch-epischen Schaffen des flämischen Dichters und Führers der flämischen Bewegung und zeigt die Vielseitigkeit seiner poetischen Erfindung.

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig









www.books2ebooks.eu